



BASTEI

GEISTERJÄGER

JOHN SINCLAIR

Die große Gruselserie von Jason Dark

Ein Gehängter kehrt zurück

Frankreich F 8,00 / Italien L 1800 / Niederlande f 2,25 / Spanien P 150



Ein Gehängter kehrt zurück

John Sinclair Nr. 509

von Jason Dark

erschienen am 05.04.1988

Titelbild von Paul Lehr

Sinclair Crew

Ein Gehängter kehrt zurück

Wie ein feiner Schleier aus hauchdünnem Silber fiel das Mondlicht über die Insel, berührte die Felsen, die Wälder, die einsam stehenden Häuser und Gehöfte, den kleinen Hafen und die versteckt liegenden Teiche und Seen. Es war ein wunderschönes Bild, vergleichbar mit einem fried- und stimmungsvollen Gemälde, aber der äußere Eindruck täuschte.

Es gab etwas auf der Insel, das nicht zu fassen war, lange verborgen war, aber wieder zum Vorschein kam.

Ein alter Fluch, eine schaurige Rechnung, die Rückkehr eines Toten!

Die blonde Frau lächelte ihrem Sohn noch einmal zu und sagte: »Schlaf gut, mein Schatz.«

»Danke, Mummy.«

Sheila Conolly schaltete das Licht aus und verließ den Raum. Sie ging nach unten, um sich zu der Wirtin zu setzen. Die beiden Frauen wollten noch etwas klönen.

Nicht so ihr Sohn.

Johnny Conolly hatte nur darauf gewartet, daß sich die Tür hinter seiner Mutter schloß. Als er die Schritte seiner Mutter nicht mehr hörte, warf er schwungvoll das Oberbett zurück und setzte sich auf.

Die Uhr lag auf dem kleinen Nachttisch. In der Dunkelheit glänzte das Zifferblatt im geheimnisvollen Grün.

Bevor Johnny seinen Schlafanzug auszog, legte er die Uhr um das linke Gelenk. Blitzschnell war er dann in seine Jeans geschlüpft. Den Pullover streifte er auch über, rutschte in die Turnschuhe und zog zuletzt noch eine Windjacke über.

Auf Zehenspitzen schlich er zum Fenster, überlegte es sich anders, ging noch einmal zurück und öffnete die Tür, um zu horchen. Aus der unteren Etage vernahm er die Stimmen seiner Mutter und die der Wirtin. Die beiden Frauen waren in ein Gespräch vertieft. Sie würden bestimmt nichts hören.

Johnny drückte die Tür wieder zu. Jetzt hielt ihn nichts. Er öffnete das Fenster. Die frische Nachtluft strömte in sein Gesicht. Sie berührte ihn wie kalte Fingerspitzen.

Der Junge fröstelte. Er beugte sich weiter vor. Jetzt fuhr der Wind in seine braunen Haare. Sie besaßen die gleiche Farbe wie die seines Vaters Bill.

An den Außenwänden des alten Hauses wuchsen Efeu und andere Schlingpflanzen wie ein dichter Pelz in die Höhe. Sie klammerten sich an den rauhen Steinen fest und reichten hoch bis zur Rinne des leicht angeschrägten Dachs. Der Blick fiel in einen alten, verwilderten Garten, der nicht mehr gepflegt wurde und etwas Geheimnisvolles an sich hatte. Wenigstens für Johnny Conolly.

Da standen die Sträucher und Büsche so dicht wie Wände. Die schmalen Pfade waren kaum zu erkennen. Man mußte schon sehr genau hinschauen oder wissen, wo sie sich befanden. Johnny kannte sich mittlerweile aus.

Noch wartete er. Benny Burton hatte ihm versprochen, pünktlich zu sein. Bis zum vereinbarten Zeitpunkt – 21.00 Uhr – waren es noch einige Minuten, aber Benny hatte gesagt, daß Johnny am Fenster stehen sollte.

Der Wind, der auf Tresco Island zu jeder Jahreszeit wehte, strich auch jetzt durch den Garten. Er bewegte das Strauchwerk und spielte mit den langen Unkrauthalmen.

Wenn Johnny sich sehr stark konzentrierte, nahm er auch das Geräusch der Brandung wahr. Seit ewigen Zeiten warf sie sich gegen die hellgrauen Klippen.

Es war manchmal eine wilde Insel, dann wiederum gab es Tage der Ruhe und Entspannung. Deshalb waren Johnny und seine Mutter hergefahren. Sie wollten der Londoner Hektik entgehen, außerdem hatte der Vater einen Auftrag bekommen, bei dem er sehr viel recherchieren mußte und so gut wie nicht zu Hause war.

Johnny war aufgeregt. Wenn die Geschichte stimmte, die Benny ihm da berichtet hatte, würden sie spannende und auch unheimliche Stunden erleben, das stand fest.

Unter ihm bewegte sich ein Schatten. Gleichzeitig vernahm Johnny den dünnen Pfiff.

Das war Benny!

Über Johnnys Gesicht glitt ein Lächeln, als er in den Garten winkte. Er schaute dabei nach rechts, wo der schmale Pfad lag. Dort bewegte sich jemand, und ein langer Gegenstand stach in die Höhe.

Sekunden später schon lehnte Benny die Leiter gegen die Hauswand. »Kommst du?« wisperte er von unten.

»Klar.«

Benny hielt die Leiter fest, als Johnny aus dem Fenster kletterte.

Auf den Alusprossen fanden die geriffelten Sohlen der Turnschuhe einen sicheren Halt.

Benny Burton hielt die Leiter fest. Er war ein Kind, dessen Haare fast wie Feuer leuchteten. So rot waren sie. Zugleich auch widerspenstig wie Draht. Seine Mutter hatte ihm bereits eine Spezial-Bürste gekauft, um die Flut bändigen zu können. Bisher ohne Ergebnis. Und Sommersprossen besaß Benny! Zu zählen waren sie kaum. Sie bedeckten sein gesamtes Gesicht, aber auch die Arme und den Hals. Hinzu kamen noch die Augen mit den grünen Pupillen, einen idealeren Bilderbuch-Iren gab es nicht.

Aber Tresco lag nicht bei Irland. Die Insel gehörte zu den Isle of Scilly, einer Inselgruppe westlich von Cornwall, wobei Tresco die zweitgrößte Insel war.

Johnny ließ auch die letzte Stufe hinter sich. Benny grinste ihn an, kippte die leichte Leiter und legte sie neben der Hauswand ins Gras, wo sie verschwand.

»Und?«

Benny richtete sich auf. »Toll, daß du gekommen bist.«

»Hatte ich doch versprochen!« Johnny mußte den Kopf etwas senken, um seinem neuen Freund ins Gesicht schauen zu können, weil dieser kleiner war als er.

»Sollen wir sofort gehen?«

»Klar doch.«

»Ist es weit?«
Benny winkte ab. »Auf dieser Insel ist nichts weit. Zwanzig Minuten vielleicht, mehr nicht.«
»Wann sind wir denn wieder zurück?«
Benny schaute etwas lauernd. »Angst?«
»Nein.«
»Kann ich dir nicht sagen. Ehrlich nicht. Ich weiß nicht, was noch passiert.«
»Wieso?«
Der Junge aus Tresco fuhr durch sein »Drahthaar«. »Wenn ich recht habe, könnte es spannend werden und auch länger dauern. Wie ist das denn mit deiner Mutter? Schaut die noch mal ins Zimmer, bevor sie ins Bett geht?«
»Ich glaube ja.«
Benny bewegte unruhig den Kopf. »Das ist nicht gut. Dann mußt du dir eben eine Ausrede einfallen lassen.«
»Klar, mache ich.«
Benny drehte sich und ging vor. Johnny hielt sich stets dicht hinter dem neuen Freund. Es war eine mondhelle Nacht, aber zwischen den Bäumen steckte die Finsternis wie ein dichter Schatten. Man konnte kaum etwas erkennen.
Benny Burton lief mit der Sicherheit eines hier Aufgewachsenen.
Sehr rasch hatten sie den Garten hinter sich gelassen und gelangten auf die kleine Straße. Sie führte in einer geraden Strecke direkt an die Westküste.
Häuser standen hier keine mehr. Die Leere einer einsamen Landschaft nahm die Jungen auf.
Über ihnen stand der Mond. Nicht ganz voll, dennoch sehr hell.
Sein Licht hinterließ auf der Insel einen grünlichen Schein. Es umwob die zahlreichen Felsen wie ein Tuch aus feinen Spinnweben.
Benny Burton ging sehr schnell. Er hatte einen schaukelnden Gang. Zu vergleichen mit dem eines Seemanns, der an Deck die Balance halten will. Johnny mußte stark ausschreiten, um mithalten zu können. Sie gingen nicht bis zur Steilküste. Als das Rauschen der Brandungswellen schon lauter wurde, bogen sie nach links ab, wo der Pfad allmählich Gefälle bekam und sie ein Gebiet anvisierten, das dichter bewachsen war als der überwiegende Teil der Insel.
Allmählich nahm die Dunkelheit zu. Die hohen Felsen deckten das Mondlicht ab, es erreichte die beiden Jungen kaum noch. Johnny kam der Untergrund vor wie eine schwarze Teerlandschaft. Büsche erschienen zu beiden Seiten wie gespenstisch anmutende Beobachter.
»Hast du eine Taschenlampe, Benny?«
Der Junge drehte kurz den Kopf. »Ja, aber die brauchen wir noch nicht. Wenn du dich fürchtest, halte dich an meiner Schulter fest.«

»Angst habe ich nicht. Ich kenne die Gegend nur nicht.«
»Gleich kommt der Wald.«
»Ist er Sehr dicht?«
»Es geht. Aber wichtig ist der Teich.«
»Da liegt es?« Johnny hatte Benny jetzt erreicht. Auf gleicher Höhe schritt er neben ihm her.
Über den Himmel segelten Wolken. Dunkle, breite Gebilde, die sich öfter vor den Mond schoben und sein Gesicht verdeckten, so daß die Schatten zunahmen.
Plötzlich blieb Benny stehen. Fast wäre Johnny noch auf ihn gelaufen. An seiner Schulter fand er Halt.
»Was ist denn?«
Benny deutete nach vorn. »Da, was siehst du?«
»Nicht viel.«
»Das ist der Wald. Und dort steht auch das alte Kloster.«
»Und der Teich?«
Benny lachte leise. »Der ist am wichtigsten. Ich habe ihn genau untersucht.«
»Wann denn zuletzt?«
»Heute morgen noch.«
»Ist es denn noch da?« fragte Johnny.
Benny lachte leise. »Du wirst dich wundern. Aber jetzt komm mit.« Er lief so rasch los, daß Johnny Mühe hatte, ihm zu folgen.
Wenn er ehrlich gegen sich selbst war, so fühlte er sich nicht wohl.
Es war keine direkte Angst, die der Junge verspürte, er dachte nur an seine Mutter. Irgendwie hatte er ihr Vertrauen mißbraucht. So etwas wie in dieser Nacht tat Johnny sonst nie. Zudem hatte er trotz seiner jungen Jahre schon mehr erlebt als andere Kinder in seinem Alter.
Er wußte auch, daß es schreckliche Mächte gab, die darauf aus waren, Menschen zu terrorisieren. Johnny hatte da so ganz noch nicht durchgeblickt, seine Eltern schützten ihn so gut wie möglich, und auch Nadine, die Wölfin mit der Seele eines Menschen, war für Johnny wie ein Schutzengel.
Aber Nadine war in London zurückgeblieben. Bill Conolly, Johnnys Vater, würde sich um sie kümmern.
Davon wußte Benny Burton nichts. Er sah die Dinge viel lockerer.
Am Strand hatten sich die beiden Jungen kennengelernt. Benny hatte von geheimnisvollen Dingen gesprochen, die es auf der Insel Tresco gab. Auch von alten Geschichten und Legenden, die sich mit schrecklichen Vorfällen befaßten, die es auf der Insel gegeben haben sollte.
Johnnys Neugierde war geweckt worden. Außerdem liebte er die alten Sagen. Sein Patenonkel, der Geisterjäger John Sinclair, hatte viel damit zu tun, und manchmal erzählte ihm dieser sogar Geschichten,

die er selbst erlebt hatte.

Die Jungen blieben auf einem normalen Höhenniveau. Die Gegend wirkte unheimlich. Über ihr schien ein Schatten zu liegen und gleichzeitig ein geheimnisvoller Schleier.

Benny war stehengeblieben. Auch Johnny ging nicht mehr weiter.

Er strich das Haar zurück, stemmte die Hände in die Hüften und sah, wie sein neuer Freund nach vorn deutete.

»Siehst du es?«

»Was?«

»Die alte Abtei. Tresco Abbey wurde sie genannt.«

»Wo soll die denn sein?«

Benny winkte ab. »Vielleicht muß man hier schon geboren sein, um so etwas erkennen zu können.« Für seine elf Jahre sprach er sehr altklug. Er wies schräg nach rechts. »Diese Schatten sind Bäume. Das Dach des Klosters überragt sie.«

»Steht das alles noch so?«

»Ja, da ist nichts verfallen. Manchmal wird die alte Abtei noch bewohnt.«

»Von wem denn?«

Benny senkte die Stimme. »Vielleicht sind es Geister oder Gespenster.« Er hob die Hände, aus seinen Händen wurden Krallen.

Mit den Fingerspitzen strich er durch Johnnys Gesicht, der den Kopf schüttelte, zurückging und sagte: »Laß das!«

»Angst, was?«

»Hör doch auf damit! Du wolltest mir was zeigen. Sonst gehe ich zurück, verflixt.«

»Es ist ja beim Kloster.«

Johnny stellte keine Fragen mehr, weil Benny bereits vorging. Die Jungen befanden sich nicht mehr auf der freien Fläche. Auch in keinem Wald, an dieser Stelle wuchsen nur Büsche und Unterholz.

Hin und wieder auch Krüppelbäume, die ihr Geäst weit ausbreiteten, als wollten sie nach irgendwelchen Dingen greifen.

Der Boden hatte seinen harten, felsigen Untergrund verloren. Er war wesentlich weicher geworden. Gras und Moos bildeten einen Teppich, der die Schritte federn ließ.

Dann erschien das große Haus.

Johnny bekam den Eindruck, als würde es aus der Dunkelheit hervorgeschoben und immer mehr in seine Nähe gerückt. Ein großes, unheimlich und düster wirkendes Gemäuer mit hohen Fenstern, Erkern und Vorsprüngen sowie einem breiten Eingang.

Im Licht des Mondes hatte die alte Abtei einen grünlichen Schein bekommen. Es mochte an der Vermoosung der Fassade liegen, jedenfalls sah das Haus gespenstisch aus.

Johnny war stehengeblieben. Aus großen Augen schaute er auf das

rechts von ihm liegende Ziel.
»Na, was sagst du dazu?« fragte Benny.
»Ist schon komisch.«
»Meine ich auch.«
»Warst du schon einmal darin?« fragte Johnny.
»Ja und nein. Ich habe durch die Scheiben geschaut.«
»Was hast du denn gesehen?«
Benny hob die Schultern. »Eigentlich nicht viel, aber ich glaubte, daß sich darin etwas bewegt hätte.«
»Im Haus?«
»Wenn ich es sage.«
»Was denn?«
»So genau habe ich das auch nicht gesehen«, erwiderte Benny leise. »Ein Mensch war es jedenfalls nicht.«
»Wolltest du mir das zeigen?«
Benny winkte ab. »Wo denkst du hin? Nein, ich habe dich hergeführt, weil du etwas anderes sehen solltest.«
»Aber nicht im Haus?«
Benny legte eine Hand auf Johnnys Schulter und drückte ihn herum. »Wir müssen noch etwas gehen.«
Der junge Inselgast schwieg. Was sollte er auch sagen? Er war hier Gast, Benny gehörte zum Stamm, er kannte sich aus und wußte zahlreiche Geheimnisse.
Sie gingen nach links, wo sich eine große Lichtung vor ihnen öffnete. Auch dort hatte das Mondlicht für einen seichten, zitternden, grünbleichen Schein gesorgt, der wie eine dünne Decke über dem Gelände lag und sich an einer bestimmten Stelle noch leicht widerspiegelte.
Der Wind wehte auch hier. Er schaufelte einen ungewöhnlichen Geruch hoch, der in die Nase der Jungen stieg. Johnny und Benny rochen das alte Wasser. Brakig, faul, vermodert…
»Das ist der Teich«, sagte Benny.
Johnny nickte. Unter ihm war der Boden zu einem grünschwarzen Schmierfilm geworden. Sie gingen noch drei Schritte weiter. Am Rand des Teiches blieben sie stehen.
»Hier ist es auch?« Johnnys flüsternd gesprochene Worte glichen mehr einer Feststellung als einer Frage.
»Klar.«
Johnny schaute sich um. Er fühlte sich unbehaglich. Der Teich war nicht sehr groß. In unmittelbarer Ufernähe wuchsen hohe Grashalme oder Schilfrohre. So genau war es nicht zu erkennen. Gegenüber standen hohe Bäume, als wollten sie den Teich vor der Sicht der Menschen schützen.
Johnny schaute nach rechts, weil Benny sich bewegt hatte. Sein

neuer Freund hakte die Taschenlampe vom Hosengürtel los. Er schaltete sie noch nicht ein, deutete jedoch in eine bestimmte Richtung. »Und jetzt laß mal auf«, sagte er.

»Wieso?«

Benny legte einen Finger gegen die Lippen. Dann schaltete er die Lampe ein.

Ein starker Lichtarm zerschnitt die dunkelgrüne Düsternis. Er wanderte, als Benny den Arm bewegte und den hellen Balken so kreisen ließ, daß er über die Wasserfläche wanderte.

Sie besaß eine dunkle Farbe. Nicht direkt schwarz, mehr grün, von Algen durchzogen. Auf dem Wasser schwammen Blätter wie winzige Schiffe. Die leichten, kräuselnden Wellen liefen an den Ufern aus.

Leicht zitternd wanderte der Lichtfinger über die nahe Uferregion. Gras, Schilf, zitternde Wellen, auch Schlamm, das alles konnte Johnny erkennen.

Und er sah noch mehr.

Etwas Bleiches. Es lag dort, wo der Schilfgürtel eine Unterbrechung zeigte. Dieser Gegenstand lag nicht allein im Wasser. Zur Hälfte hatte er seinen Platz auf dem Trockenen gefunden. Es war der Kopf, die Schulter und auch noch ein Teil der Arme.

»Na?« fragte Benny wispernd, »was sagst du jetzt?«

Johnny schluckte, bevor er in der Lage war, eine Antwort zu geben. »Das ist ja ein Skelett…«

***

»Richtig.«

Johnny wunderte sich über die knappe Antwort seines neuen Freundes. Er war schließlich nicht zum erstenmal hier, Johnny aber war blaß geworden. Er hatte das Gefühl, einen Schlag gegen den Magen erhalten zu haben.

Die Knochen leuchteten noch nach, obwohl Benny den Lichtkegel jetzt auf die Wasserfläche gerichtet hatte.

Selbst in die leeren Augenhöhlen fiel das Licht. Johnny konnte es genau erkennen, da der blanke Schädel etwas erhöht lag.

Er hatte die Hände zu Fäusten geballt. Auf seinem Gesicht lag die gleiche Gänsehaut wie auf dem Körper.

»So etwas hast du noch nicht gesehen, wie?« Als Johnny keine Antwort gab, stieß Benny ihn an. »Rede doch.«

»Nein!«

»Aber ich kenne es.«

»Wie kommt es hierher?«

»Keine Ahnung. Es muß aus dem Teich gekrochen sein. Verstehst du?«

Johnny bekam den zweiten Schreck. »Gekrochen?« Er zitterte, die

Zähne klapperten aufeinander. »Das würde ja bedeuten, daß es gar nicht tot ist und lebt.«

»Ja, kann sein.«

»Du willst mir…?«

»Es ist der letzte Gehenkte, glaube ich.«

»Wieso?«

Benny winkte ab, als hätte er bereits zu viel gesagt. »Laß mal gut sein. Ich wollte es dir nur zeigen.«

»Wer weiß noch davon?«

»Viele kennen die Geschichte.«

»Und wissen die auch, daß hier das Skelett liegt?«

Johnny bekam keine Antwort. Dafür ließ sein neuer Freund den Lampenstrahl wieder zu dem Skelett wandern.

Im grellen Licht sah es noch schauriger aus. Aber das war es nicht, was die beiden Jungen so erschreckte.

Sie standen stumm vor Grauen, als sie sahen, wie der Knöcherne seinen kahlen Schädel anhob.

Das Skelett lebte!

***

Sheila Conolly lächelte sanft und lehnte sich zurück. Das Zimmer war gemütlich, im Kamin tanzten die Flammen und verbreiteten eine natürliche Wärme. Auch die alten Möbel paßten in die gesamte Stimmung hinein. Selbst die zahlreichen Figuren, wie kleine Gartenzwerge, Enten, Katzen und anderes Getier empfand Sheila in diesem großen Zimmer nicht als störend. Auch nicht die kleinen, gestickten Decken, die zahlreichen Bilder, die so dicht an den Wänden nebeneinander hingen, daß kaum etwas von einer Tapete zu sehen war.

Deckenleuchten waren nicht vorhanden. Dafür stützten dicke Balken die schiefe Decke. An manchen von ihnen klebten die Spinnweben wie graue Haare.

Auf dem Boden lagen oft mehrere Teppiche übereinander. Weiter hinten, in dem großen Raum, standen Schränke mit alten Büchern.

Manchmal, wenn Holz nachgelegt wurde und die Flammen frische Nahrung bekamen, reichte ihr Widerstand bis dort.

Für neues Holz im Kamin sorgte die Wirtin. Sie hieß Christiana Miller und paßte in dieses Haus wie die berühmte Faust aufs Auge.

Mrs. Miller gehörte zu den Menschen, die alles locker sahen und nicht zu ernst nahmen. Ihr war es egal, was die Leute über sie redeten. Hauptsache, sie fühlte sich wohl.

Wegen ihrer Figur trug sie nur langer Flatterkleider. Im Sommer aus dünnem Stoff, jetzt, wo der Herbst Einzug gehalten hatte, war das Material dicker und wärmender geworden. Sie hatte noch zwei Scheite

nachgelegt. Die Flammen griffen gierig danach und tauchten ihr Gesicht in eine dunkelrote Farbe.

Als sie sich aufrichtete, strich sie mit beiden Händen ihr blondes, halblang geschnittenes, glattes Haar zurück und lächelte Sheila Conolly an, wobei sie gleichzeitig eine alte Stehlampe einschaltete.

»Es ist doch gemütlich hier – oder?«

Mrs. Miller ließ sich in den zweiten Sessel fallen und streckte die Beine aus. »Ich liebe diese Abende. Besonders dann, wenn ich sie mit netten Gästen verbringen kann. Wissen Sie, Sheila, in einem Monat werde ich Vierzig, die Hälfte des Lebens ist praktisch vorbei. Wenn ich darüber nachdenke, muß ich sagen, daß ich es nie bereut habe, mich hier auf Tresco niedergelassen zu haben. Ich fühle mich wohl.« Sie strahlte Sheila dabei an. Ihre Augen leuchteten, die Wangen hatten vor Aufregung einen roten Schimmer bekommen.

»Das kann ich Ihnen nachfühlen, aber was sagt Ihr Mann dazu?«

»Der kommt ja raus. Als Pilot kennt er Gott und die Welt. Im Moment hält er sich wieder in Cornwall auf. Was er zu den Scillys bringen will, weiß ich auch nicht.« Sie beugte sich zur Seite, wo auf einem kleinen Teewagen die Rotweinflasche stand. »Nehmen wir noch ein Glas, Sheila. So jung kommen wir nicht mehr zusammen.«

Sheila strich über ihre Stirn. Der Wein, das Feuer und der Geruch frischer Kräuter erfüllten den großen Raum. Für Sheila schien er fern jeglicher Realität zu liegen, fest verankert in einer anderen Welt, die irgendwie über der normalen schwebte.

»Darf ich Ihr Glas haben?«

»Aber nur einen kleinen Schluck, Christiane. Der hat es in sich.«

»Ein Freund brachte einige Kisten aus Frankreich mit. Rotwein ist etwas Feines.«

»Da kann ich nicht widersprechen.«

Chrissy, wie sie gern genannt wurde, schenkte ein. Sie lächelte dabei und machte einen satten, zufriedenen Eindruck. »Sie sind für dieses Jahr wohl der letzte Gast, Sheila.«

»Weshalb?«

»Im Winter kommt niemand. Die Leute denken immer, unsere Inseln lägen unter einer dichten Schneedecke begraben, dabei stimmt das nicht. Wir haben hier keinen richtigen Winter. Im letzten, da hat es seit langem mal wieder geschneit, ansonsten sorgt der vorbeifließende Golfstrom für milde Temperaturen.«

Sheila nahm das Glas entgegen. »Ich muß Ihnen ehrlich gestehen, daß ich mich auch sehr wohl fühle.«

»Danke.« Chrissy nickte Sheila zu. »Darauf müssen wir anstoßen.« Sie streckte ihren Arm aus, Sheila kam der Wirtin mit ihrem Glas entgegen. Auf halber Strecke trafen sie sich. Ein heller Klang entstand, der durch den Raum wehte.

Sheila war hergekommen, weil ihr Mann es empfohlen hatte. Bill und Mr. Gordon Miller hatten sich zufällig kennengelernt, und Gordon hatte Bill von seinem Beruf und von seinem Wohnort vorgeschwärmt. Daß Tresco auf den Scillys ein Flecken Erde war, auf dem sich der Mensch noch erholen konnte.

Sheila brauchte Entspannung. Johnny ebenfalls, der eine knappe Woche Ferien hatte. Da Bill im Streß war, hatte er seiner Familie empfohlen, die Woche auszuspannen.

Schon in den ersten Tagen war es Sheila gelungen, die Hektik und den Streß des Alltags zu vergessen. Auf Tresco war die Zeit zwar nicht stehengeblieben, nur lief hier das Leben wesentlich ruhiger ab als in der Metropole London. Man hielt ein Schwätzchen, sprach zwar über Gott und die Welt, aber die großen Dinge, die auf der Erde passierten, liefen an, Tresco vorbei. Man vernahm davon in den Nachrichten und freute sich, in dieser Stille zu leben.

Zwischen den einzelnen Inseln verkehrte ein Flugzeug. Die Maschine gehörte zu den Inselhüpfern. Gordon Miller flog sie. Er mußte auch oft genug rüber nach Cornwall, um von dort Proviant oder Medikamente zu holen.

Ansonsten behalf man sich mit Booten oder nahm das Fährschiff, das nur die größte Insel. St. Mary's, anlief.

Auch Sheila hatten die wenigen Tage auf der Insel, bereits verändert. Sie war lockerer geworden. Ihr Gesicht zeigte sich entspannter, und auch in der Kleidung hatte sie sich angepaßt.

Sie trug die lockeren Pullover zu den Jeans, lief in weichen Turnschuhen herum und freute sich auch darüber, daß es ihrem Sohn Johnny so gut gefiel. Er hatte bereits in Benny Burton, einem Jungen aus der Nachbarschaft, einen Freund gefunden.

Das Weinglas in Augenhöhe, betrachtete sie den dunkelroten Rebensaft. Auf ihren Lippen lag ein weiches Lächeln. Sie spürte bereits die Wirkung. Der Wein machte sie irgendwie träge, löste aber gleichzeitig die Zunge. Eine Stimmung zwischen Tag und Traum überkam sie. Zudem hatte Chrissy Miller einige Geschichten erzählt, in denen der Humor Trumpf gewesen war.

Entspannung total, hieß es für Sheila. Die Beine streckte sie gegen den Kamin, während sie zuschaute, wie der Widerschein der Flammenzungen gegen das Glas tanzte.

Die Zeit war auf einmal so unwichtig geworden, bis zu dem Punkt, als das harte Schrillen des Telefons Sheila wie aus einem tiefen Traum in die Realität riß.

Christiane stellte das Weinglas zur Seite und wuchtete sich aus dem Sessel.

»Das wird mein Mann sein«, sagte sie. Chrissy mußte sich an den willkürlich aufgestellten Möbelstücken vorbeizwängen, bis sie den

altmodischen, schwarzen Apparat erreicht hatte und den Hörer von der Gabel nahm.

Obwohl Sheila nicht auf die Worte der Wirtin lauschte, war das Schrillen des Telefons eine Störung gewesen. Es hatte ihre entspannte Stimmung zerstört.

Sie setzte sich aufrecht hin und sah in die Flammen. Der Kamin war alt. An der Außenseite klebten dunkelgrüne Kacheln. Einige waren schon abgeblättert. Auf der oberen Fläche des vorgebauten Kamins standen kleine Mitbringsel, zumeist Werke einer naiven Kunst. Bildhauerische Versuche, sehr originell, weil eben noch unfertig.

Sie hörte die Schritte ihrer Wirtin und drehte sich im Sitzen um.

»Es war tatsächlich mein Mann. Er wird wohl noch einige Tage bleiben müssen, weil die Maschine überholt werden muß.«

»Das ärgert Sie?«

Chrissy lachte. »Ach wo, so etwas bin ich gewohnt. Ich fühle mich auch allein sehr wohl.« Sie ließ sich wieder in den Sessel fallen und legte ihre Arme auf die Lehnen. »Eigentlich ist der Abend noch früh. Möchten Sie etwas Käsegebäck zum Wein?«

»Nein, danke.« Sheila winkte ab. »Meine Figur, wissen Sie…«

Jetzt mußte Chrissy lachen. »Mich stört es nicht, daß ich mächtig viel Übergewicht habe. Lieber rund und gesund als mager und krank.«

»So schlimm ist es bei mir auch nicht.« Die blonde Sheila lächelte.

»Ich werde nur mal nach meinem Sohn schauen, ob er schon schläft.«

»Tun Sie das. Kommen Sie dann wieder?«

»Für eine halbe Stunde. Ich bin doch ziemlich müde.«

»Das macht unsere gute Inselluft.«

»Und der Wein.«

»Der auch«, lachte die Wirtin.

Sheila durchquerte den großen Raum. Die Wärme des Feuers ließ allmählich nach. Als sie die alte Tür geöffnet hatte und im Flur stand, spürte sie die Kühle der alten Mauern.

Vor den Wänden standen hohe Schränke oder Sideboards. Hin und wieder verkaufte Chrissy Miller die alten Möbelstücke, die sie irgendwo zusammengesucht hatte.

Holzstufen bogen sich unter Sheilas Gewicht. Manchmal stöhnten sie, als würden die Schritte schmerzen. Sheila mußte sich am Geländer festhalten. Der Genuß des Weines ging doch nicht ohne eine gewisse Reue ab.

Ihre Zimmer lagen in der ersten Etage. Das gemeinsame Bad befand sich zwischen den beiden Räumen. So leise wie möglich näherte sich Sheila der Zimmertür ihres Sohnes. Das Deckenlicht gab einen gemütlichen Schein ab. Auf einer Vitrine stand eine breite Schale mit Kastanien.

Vor der alten dunklen Tür blieb Sheila stehen. Sie lauschte, schaute

vor ihre Füße und wunderte sich über den etwas helleren Streifen, der durch die Türritze fiel.

Wieso brannte Licht? War Johnny noch wach? Oder hatte er einfach vergessen, das Licht auszuschalten?

Sheila zeigte sich nicht beunruhigt. Dieses Gefühl überkam sie erst, als sie die Tür aufdrückte und in das Zimmer trat, den kühlen Luftzug spürte, der durch das offenstehende Fenster in den Raum strich und auch ihr Gesicht traf.

Die Lampe brannte neben dem Bett. Ihr Schein fiel auf eine leere Liegestatt. Von Johnny fehlte jede Spur.

Der Sachverhalt lag auf der Hand.

Hier das leere Bett, dort das offene Fenster.

Sheila war bleich geworden. Ohne daß sie es wollte, rief sie den Namen ihres Sohnes, lief zum Fenster und beugte sich hinaus. Auf der Toilette nachzuschauen, diesen Gedanken verwarf sie wieder.

Für sie stand fest, daß Johnny den Raum durch das Fenster verlassen hatte. Sie glaubte auch, dicht an der Hauswand und halb versteckt im hohen Gras, das Aluminium einer Leiter schimmern zu sehen.

Wer hatte die Leiter dort hingestellt? Johnny mußte einen Helfer gefunden haben.

Tief atmete Sheila durch. Dieser Bengel, dachte sie. Dieser Flegel.

Sie überlegte und erinnerte sich daran, daß Johnny und Benny Burton stets zusammengesteckt und Pläne ausgeklügelt hatten. Sicherlich waren sie auch jetzt zusammen.

Nur war es nicht hell wie am Tage. Draußen lag dick und grauschwarz die Dunkelheit, nur an sehr wenigen Stellen vom Licht des Mondes erhellt, so daß sich aus der Schwärze grünliche Inseln hervorhoben.

Für einen Jungen in Johnnys Alter gab es auf einer Insel wie Tresco immer viel zu entdecken. Sheila hätte sich auch kaum Sorgen gemacht, wenn sie eine normale Familie gewesen wären. Nach außen hin ja, tatsächlich aber standen sie immer auf dem Sprung. Sie wurden von Mächten gejagt und belauert, die schrecklich und grausam waren.

Sheila hatte gehofft, sie auf Tresco vergessen zu können. Es war ihr auch bis jetzt gelungen, nun hatte sich etwas verändert. Johnny war einfach gegangen, verschwunden.

Hatte man ihn geholt?

Sie ging den gleichen Weg wieder zurück. Christiane Miller sah Sheilas entsetztes Gesicht.

»Was ist denn mit Ihnen los?« fragte sie.

Sheila hob die Schultern. »Johnny«, erwiderte sie mit tonloser Stimme. »Er ist verschwunden…«

***

Johnny wollte weglaufen, als er sah, wie der Knöcherne den Kopf anhob und sich das Gesicht in ihre Richtung bewegte. Der Unhold schaute über den Teich hinweg. Dem Jungen kam es vor, als starrten leere Augenhöhlen in seine Seele.

Er blieb stehen. Der Schock nagelte ihn fest, und auch Benny verschwand nicht. Dafür begann er zu sprechen. Mit flüsternder, heiserer Stimme.

»Ich habe es gewußt. Ich habe es mir gedacht, daß es noch lebt.«

Er nickte heftig und holte kurzatmig Luft. »Ich habe es mir gedacht. Es lag sonst doch woanders. Es lebt, Johnny, ja, der alte Fluch, glaube ich…«

Noch immer hielt er die Lampe fest. Der Lichtstrahl zitterte wie seine Hand. Er fiel auf den bleichen Schädel und es sah aus, als würde der leben.

Der Knöcherne hockte jetzt an der flachen und leicht angeschrägten Uferböschung.

Er hatte im Schlamm und im Schlick gelegen. Das grüne, schleimige Zeug rann wie Sirup an seinen Knochen herab, was den Knöchernen nicht störte, denn er drückte sich noch höher.

Dann stand er.

Obwohl eine gewisse Entfernung die Größe einer Person für den kleineren Betrachter perspektisch verzerrt, wußte Johnny jedoch, daß ihn das Skelett bei weitem überragte. Der Mann mußte früher ein wahrer Riese gewesen sein, der jetzt, nach seinem Ende, wieder lebte.

Johnny lagen viele Fragen auf der Zunge, allein, es war unmöglich, sie zu stellen.

Nur das Skelett zählte.

Ohne Grund war es nicht gerade zu diesem Zeitpunkt erwacht.

Seine Knochenfüße steckten noch im Schlamm. Das Wasser und der Schleim schimmerten nicht mehr auf den bleichen Knochen, dafür wurden sie vom Licht des Mondes getroffen, das ihnen einen grünlichgelben Hauch gab.

Neben ihm atmete Benny Burton zischend aus. »Ich glaube, daß es jetzt soweit ist.«

»Wie… wie meinst du das?«

»Es ist zurückgekommen.«

»Was sollen wir tun?«

»Wir müssen weg!«

Johnny nickte. Seine Augen waren glanzlos. »Wohin denn?«

»Es wird uns suchen. Verstecken und…« Auch Benny sprach nicht mehr weiter. Wie sein junger Freund aus London hatte auch er gesehen, daß sich das Skelett bewegte. Es blieb nicht mehr an der gleichen Stelle stehen, sondern ging jetzt weiter.

Seine Knochenfüße schleiften durch den Schlamm. Er wurde

aufgewühlt, und kleine Pfützen spritzten, als der Knöcherne hineintrat.

Er wollte den Teich umrunden. Obwohl er keine Augen besaß, wurde Johnny das Gefühl nicht los, längst bemerkt und gesehen worden zu sein. Nur Benny traf keinerlei Anstalten, den Fleck zu verlassen.

»Willst du nicht weg?«

Benny schwieg.

Das Skelett bewegte sich weiter. Es schlich jetzt vor der alten Abtei her. Ein bleiches Monstrum, das wie ferngesteuert wirkte und bei jedem Schritt auch den Kopf bewegte.

Das Schmatzen des Schlamms schallte über den Teich. Manchmal auch von einem widerlich klingenden Knacken begleitet, wenn es der Knöcherne schaffte, ein Schilfrohr zu zerdrücken.

Der Wind trieb wieder den Fäulnisgeruch des Wassers von der Oberfläche zu den beiden Jungen her, die ihre Nasen rümpften.

Der Knöcherne ging weiter. Er ließ sich durch nichts stören und hatte bereits die erste Rundung erreicht.

Johnny wollte nicht länger warten. Er packte das Gelenk seines Freundes und zog ihn einfach mit. Benny sträubte sich auch nicht.

Sie liefen vor dem Knöchernen weg, der stur hinter ihnen ging.

In den Wald trauten sich die Jungen nicht. Er war zu düster und zudem so dicht, daß es an manchen Stellen kein Durchkommen gab, wie Benny erklärte.

»Wo willst du denn hin?«

Die Jungen standen fast in Greifweite des alten Hauses. Die Abtei lag hinter ihnen. Ein wuchtiges Gemäuer. Sie wirkte wie ein in die Erde gerammter Klotz.

»Vielleicht in die Abtei…«

»Was?«

»Ja, dort können wir uns verstecken.«

Johnny schüttelte den Kopf. »Nein, da hinein gehe ich nicht. Wer weiß, wer da noch lauert…«

»Niemand. Sie ist leer.«

»Und es folgt uns nicht dorthin?«

»Keine Ahnung.«

Johnny war trotzdem dagegen. »Wir sind viel schneller als das Skelett. Wir laufen darauf zu und spritzen dann, wenn wir direkt vor ihm stehen, zur Seite. Abgemacht?«

Benny überlegte. Er wischte über seine rechte Wange. »Ja, wenn du meinst, daß es besser ist?«

»Bestimmt.«

»Dann los!«

Das lebende Skelett war nicht weitergegangen. Es sah so aus, als wollte es auf die beiden Jungen warten. Der Knochenschädel wirkte

verzogen, als hätte er sich in eine Gummifratze verwandelt.
Johnny und sein Freund setzten sich in Bewegung. Beide zitterten vor Furcht, denn auch das alte Gemäuer flößte ihnen in der Dunkelheit Furcht ein.
Ihre Blicke waren starr nach vorn gerichtet. Das Skelett ließ keines von ihnen aus den Augen.
Deshalb merkten sie auch nicht, wie lautlos die breite Eingangstür des Hauses nach innen gezogen wurde. Dahinter war es finster wie in einem Sarg, aber es erschien plötzlich eine bleiche Hand mit langen Fingern, die eine Klaue bildeten.
Johnny war derjenige, der direkt an der Hauswand entlangschlich. Und ihn erwischte es.
Plötzlich war der Arm sehr lang geworden. Die Hand befand sich in Johnnys Rücken.
Zangengleich schnappte sie zu.
Der Junge konnte nicht einmal einen Schrei ausstoßen, als die Klaue zugriff, seinen Nacken umklammerte, ihn mit großer Wucht in das Haus riß und hinein in die tintige Finsternis.
Mit einem Knall fiel die schwere Tür zu!

***

Wie ein Spuk verschwand Johnny Conolly von Bennys Seite. Der Junge schreckte erst hoch, als er den Knall hörte, mit dem die Tür zugefallen war. Da sah er, daß es keinen Freund mehr gab, daß die Stelle leer war, und ihm dämmerte, wo Johnny steckte.
Hinter der Tür, in der Abtei!
Er blieb stehen, schluckte, starrte die Tür an, die so schwarz und unheimlich aussah. Wie auch die Fenster mit den schmutzigen Scheiben, durch die von außen her niemand einen Blick werfen konnte. Das alte Gemäuer der Abtei wirkte wie ein gewaltiges Zuchthaus, in dem unheimliche Kräfte Wache hielten.

***

Das Stampfen nackter Knochenfüße auf dem weichen Untergrund riß Benny aus seinen Gedanken. Er konnte nicht anders, er mußte dieses Wesen anschauen, das nicht mehr weit von ihm entfernt war.
Noch wenige Schritte, dann würde es ihn greifen können.
Benny dachte an den Plan, den er und Johnny gemeinsam gefaßt hatten. Wenn es überhaupt noch eine Möglichkeit gab, mußte Benny jetzt handeln. Das tat er auch.
Mit einem mächtigen Sprung katapultierte er sich nach links und damit aus der Griffweite des Knöchernen. Der traf nicht einmal Anstalten, ihn zu fassen, er ging einfach weiter und schwenkte im rechten Winkel scharf nach rechts ab, genau auf den Eingang zu.
Das sah Benny noch, als er einen Blick über die Schulter warf.

Ansonsten rannte er weg, als wäre der Leibhaftige hinter ihm her…

***

Johnny war hart in das Dunkel hineingeschleudert worden. Als die Klaue ihn losließ, konnte er sich nicht mehr auf den Füßen halten und fiel hin.

Instinktiv streckte er die Arme aus und stützte sich beim Fall mit den Händen ab.

Die Flächen drückte er auf kalten Steinboden, mit dem der Raum ausgefliest worden war. Auf allen vieren bewegte er sich weiter, stieß glücklicherweise gegen kein Hindernis und richtete sich erst dann auf, um in der Dunkelheit stehenzubleiben.

Er lauschte.

Zunächst hörte er nur seinen eigenen Atem und dazwischen ein Pochen. Es war der Herzschlag. Den Widerhall merkte er in seinem Kopf. Jeder Schlag glich einem Stich.

Johnny rührte sich nicht vom Fleck. Auf seinem Rücken lag ein dicker Schauer, der Mund zuckte, er hatte Angst, wollte weinen, selbst das schaffte er nicht.

Nur sehr langsam fand er sich zurecht. Es war schon eine kleine Hoffnung für ihn, als er die Umrisse der Fenster entdeckte, die sich als graue Vierecke vom Schwarzgrau der Wand abhoben.

Wer hatte ihn in dieses Haus gezogen? Das Skelett war es nicht gewesen. Es mußte noch einen Helfer gehabt haben, der in dem Haus lauerte.

Wo konnte er stecken?

Noch jetzt spürte Johnny den Druck in seinem Nacken. Die Hand war sehr kräftig gewesen, sicherlich malten sich ihre Finger noch als rote Flecken ab.

Johnny wollte raus aus dieser Falle. Er konnte die Tür zwar nicht genau sehen, glaubte aber zu wissen, wo sie sich befand. Er visierte diese Richtung an.

Der Junge kam nicht dazu.

Etwas störte ihn.

Es war ein Geräusch, das ihm den kalten Schauer einjagte. Ein Rasseln und Keuchen, dazwischen ein heftiges Schnauben und dann schlurfende, schleichende Schritte, als hätte die für Johnny nicht sichtbare Person ungemein schwer zu tragen.

Er blieb dort stehen, wo er war. Zitternd, vollgepumpt mit Angst und darauf hoffend, daß die Person nicht gerade zu ihm hinkam und ihm etwas antat.

Johnny konnte das Geräusch der schlurfenden Schritte genau verfolgen. Es verstärkte sich nicht, aber es änderte die Richtung, für ihn ein Beweis, daß dieser Unbekannte quer durch den Raum ging und

zu einer bestimmten Stelle wollte.
Tat er ihm etwas…?
Der Junge wagte nicht, Atem zu holen. Er hielt die Luft an. Jetzt hörte er nur mehr seinen eigenen Herzschlag. Beinahe lauter als die Gehgeräusche.
Dann nahmen die Echos ab. Die unsichtbare Gestalt entfernte sich immer mehr.
Johnny stieß die Luft in dem Augenblick aus, als er wieder einen Knall hörte.
Da war eine Tür zugefallen. Wie schon einmal, als er in das Haus gezerrt worden war.
Stille kehrte ein.
Für den Jungen war es eine gefährliche, qualvolle Ruhe. Durch einige schreckliche Dinge, die in seinem jungen Leben schon passiert waren, hatte er gewisse Erfahrungen bekommen. Sie steckten in seinem Unterbewußtsein. Er schaffte es noch nicht, sie auszuspielen und daraus Konsequenzen zu ziehen wie ein Erwachsener. Für Johnny war es zunächst wichtig, aus diesem Haus herauszukommen.
Den Weg zur Tür hatte er sich ungefähr merken können. Sie mußte an der dunkelsten Stelle liegen, wo sich keine grauen Fensterrechtecke abzeichneten.
Niemand störte ihn oder lauerte in seiner Nähe. Trotzdem bewegte sich der Junge auf Zehenspitzen seinem Ziel entgegen. Er ärgerte sich, keine Taschenlampe mitgenommen zu haben, das war nicht mehr zu ändern. Auch ohne Licht gelang es ihm, die Tür zu finden.
Mit seinen kleinen Handflächen strich er über das Holz, suchte nach der Klinke – und fand sie nicht.
Dafür einen Knauf aus Metall. Er war kalt, fast wie ein Eisklumpen. Johnny umfaßte ihn und glaubte, dass die Kälte hoch in seinen Arm ziehen würde.
Hier lauerte der Schrecken. Das Dunkel lebte. Etwas war in seiner Nähe, Johnny fühlte es genau und fiel gegen die Tür, als er feststellen mußte, daß er den Knauf nicht bewegen konnte. Es gelang ihm nicht, ihn nach links oder rechts zu drehen.
Gefangen! Ich bin gefangen! Diese Gedanken hämmerten hinter seiner Stirn. Der Junge spürte den Druck der Holztür an seinem Kopf.
Plötzlich zuckten dann seine Lippen. Die kleinen Nasenflügel bebten. Er konnte sich nicht mehr zurückhalten. Tränen liefen über seine Wangen.
Vor der Tür sackte der Junge zusammen, weil er nicht mehr die Kraft fand, sich auf den Beinen zu halten. Er weinte bitterlich. In diesen Augenblicken dachte er an seine Eltern, an das Zuhause und vernahm das Pochen und Kratzen viel später.
Da war jemand!

Kalt floß es seinen Rücken hinab. Johnny stellte sich hin. Er unterdrückte auch sein Weinen, konzentrierte sich auf das jetzt aufklingende dumpfe Pochen, als würde jemand irgendwo gegen schlagen.

Das war links von ihm. An der Wand, wo sich auch die Fenster abzeichneten. Johnny raffte all seinen Mut zusammen, schlich von der Tür weg und suchte das Grau der Scheiben ab.

Die Fenster lagen nicht sehr hoch, für einen Erwachsenen in normaler Höhe, auch wenn dieser von draußen hineinsah.

Und dort stand auch jemand.

Der Junge sah ihn sofort. Nur war es kein Mensch. Sein Blick traf die bleichgelbe Fratze des Skeletts!

***

Der Knöcherne stand draußen wie ein Denkmal!

Johnny starrte ihn an. Er kam sich selbst vor wie eingefroren.

Nicht einmal zu atmen wagte er. Auf seinem Gesicht lag die Angst, der Mund war verzogen, die Augen bildeten große Kreise, auf den Wangen glänzten naß die Tränenspuren.

Er atmete stoßweise. Was das Skelett von ihm wollte, war nicht auszumachen.

Es stand nur einfach dort und glich einem unheimlichen Wächter aus dem Reich der Toten.

Nach endlosen Sekunden schaffte es der Junge, sich wieder zu bewegen. Sehr langsam und mit zitternden Schritten ging er zurück.

Das weiche Gefühl in tseinen Knien blieb. Die Beine schienen mit einer Gummimasse vollgepumpt worden zu sein.

Bisher hatte Johnny kein Möbelstück in dem großen Raum entdecken können. Das blieb auch so. Er schlich in die Tiefe zurück, und erst jetzt hörte er das Schlurfen seiner eigenen Schritte. Zu vergleichen mit den Geräuschen des Unsichtbaren, der sich ebenfalls in der Abtei aufhalten mußte.

Irgendwann blieb er stehen.

Das Skelett stand noch immer vor dem Fenster. Nur konnte er die Fratze nicht mehr so deutlich erkennen. Sie war zu einem verschwommenen, blaßgelben Flecken geworden.

Ein Mond aus Knochen…

Johnny hatte vorgehabt, eine der Fensterscheiben zu zerstören.

Diesen Plan konnte er jetzt fallenlassen, weil draußen der unheimliche Wächter lauerte.

Wie kam er raus?

Nicht, indem er stehenblieb. Johnny bewegte sich. Er ging nach rechts, drehte sich halb herum, setzte abermals den Fuß vor und hatte auf einmal das Gefühl, ins Leere zu treten.

Ja, er fiel!
Plötzlich drehten sich auch die Fenster, die Wände, das Haus, der Boden, einfach alles.
Johnny wußte nicht mehr, wo er sich befand. Eine fremde, eine andere und unheimliche Kraft riß ihn kurzerhand mit.
Hinein in den namenlosen Schrecken!

***

Nessie hielt sich versteckt, falls es das legendäre Monster überhaupt gab.
Es war nicht gefunden worden, trotz einer gewaltigen Suchaktion, die Sponsoren finanziert hatten. Mit den modernsten Sonar-Geräten war Loch Ness untersucht worden. Man hatte einiges entdeckt, sehr viel Müll und anderen Abfall, aber eben nicht Nessie, worauf es den Männern und Frauen angekommen war.
Auch die Schaulustigen hatten sich enttäuscht zurückgezogen.
Die Gaststätten und Hotels – alle überbelegt – verfielen wieder in ihren tiefen schottischen Highland-Schlaf.
Zu den Reportern, die sich an der Suche beteiligt hatten, gehörte auch Bill Conolly. Zu gern hätte er ein Foto von Nessie geschossen.
Es war ihm nicht vergönnt gewesen. Die Stimmung unter der Crew sank allmählich so tief wie der See war, und Bill hielt es auch nicht bis zum letzten Tag der Suche aus, weil er davon überzeugt war, daß sie nichts mehr bringen würde.
Er fuhr zurück nach London.
Am frühen Abend traf er in der Millionenstadt ein. Vom Zug aus hatte er den Herausgeber einer weltweit erscheinenden Zeitung schon benachrichtigt, daß es mit dem Fund von Nessie nichts wurde.
Dennoch sollte sich Bill mit dem Chefredakteur treffen.. Die beiden wollten über einen Artikel sprechen, der von der erfolglosen Suche berichtete.
Ihr Treffpunkt war die Bar eines Luxus-Hotels in der City. Gegen neunzehn Uhr traf der Reporter dort ein.
Frank Murdock wartete bereits auf ihn. Er war ein grauhaariger Mann mit immer solariumbrauner Haut und einer getönten Brille.
Von der Körpergröße her reichte er Bill bis über die Schulter.
»Hallo, Frank, schon da?«
»Ja, seit einer halben Stunde.« Murdock deutete auf den Lederhocker neben sich. »Den habe ich Ihnen freigehalten.«
»Danke.« Bill nahm Platz.
»Was trinken Sie?«
»Einen doppelten Scotch.«
»Okay.« Murdock bestellte. Der Keeper, schmalhüftig und weißblond gefärbt, nickte grüßend, bevor er sich um die Bestellung kümmerte.

Bill zündete sich eine Zigarette an, blies den Rauch gegen die schallschluckende Decke und schüttelte den Kopf.

»Sie machen den Eindruck eines Enttäuschten, Bill.«

»Stimmt! Außer Spesen nichts gewesen.«

»Und die Suche?«

»Gewaltig. Ein Wahnsinn.« Bill drehte den Kopf nach rechts.

»Aber sie hat nichts gebracht.«

Murdock nickte.

»Ihr Whisky, Sir, bitte sehr.«

»Danke.« Bill nahm das geschliffene Kristallglas vom Silbertablett hoch und trank den ersten Schluck. Danach den zweiten, dann stellte er das Glas halbleer zurück.

»Wie ist es mit dem Artikel?«

»Man riet mir, ihn trotzdem zu schreiben.«

»Wäre nicht schlecht.«

Bill legte die Zigarette in den Ascher. »Sagen Sie mir den Grund, Frank.«

»Ich meine, daß wir etwas wagen müssen. Vielleicht schaffen Sie es, mit der Mär von Nessie aufzuräumen.«

Bill ließ sich die Worte des Mannes durch den Kopf gehen. Er schaute nach vorn auf das Regal, wo zahlreiche Flaschen standen und bunte Etiketten darum warben, die Flaschen zu leeren oder die Getränke wenigstens zu kosten.

»Ich warte auf Ihre Antwort, Bill.«

»Die können Sie haben, Frank. Ich werde den Bericht nicht schreiben. Auf keinen Fall.«

»Hm.« Frank Murdock überlegte. Nach einer Weile sagte er: »Sie werden Ihre Gründe haben.«

»Die habe ich auch. Es ist besser, wenn die Mär bleibt. Die Leute sollen einfach denken, daß es Nessie gibt. Irgendwie ist es schön. Jeder Schotte hat Nessie liebgewonnen, habe ich den Eindruck. Das fängt beim Schulkind an und hört beim Millionär auf. Sie verstehen, was ich meine?«

»Natürlich, Bill. Sie möchten den Menschen ihren Glauben erhalten und nicht herumrühren.«

»So ist es.«

Murdock leerte sein Glas. »Ich kann Sie nicht zwingen, Bill, etwas zu schreiben. Sie gehören zu den unabhängigen Mitarbeitern und üben Ihren Beruf als Selbständiger und auf eigene Rechnung aus.«

»Meine Reise wird Sie nichts kosten.«

»Trinken wir denn noch einen Whisky?«

»Ja, das können wir. Ich werde mir sowieso ein Taxi nehmen, um nach Hause zu fahren.«

»Wie geht es Sheila?« erkundigte sich Murdock nach Aufgabe der

Bestellung.

»Das weiß ich nicht. Sie macht Ferien mit unserem Sohn.«

»Wo? Im Süden?«

»Nein, auf den Scillys.«

Murdock lachte. »Das ist mal etwas ganz anderes.«

»Meine ich auch. Die Inseln sind sehr ruhig. Da kann man sich noch wirklich erholen.«

»So etwas brauchte ich auch«, stöhnte Frank.

»Tun Sie es doch.«

Murdock winkte ab. »Ist nicht möglich. Der Job, wissen Sie, der frißt einen noch mal auf.«

»Ich kenne das Spiel. Die Auflage muß stimmen.«

»Und wie!«

Bill grinste schief. »Schleudersitz, Frank?«

Murdock griff nach seinem frischen Glas. »Noch nicht. Aber Sie kennen die Branche. Da geht so etwas oft genug über Nacht.«

»Das kann man sagen.«

Frank Murdock versuchte es noch einmal. »Bleibt es tatsächlich bei Ihrem Entschluß, Bill?«

»Ja. Es gibt kein Zurück.«

»Gut, dann hören wir wieder voneinander. Vielleicht tut sich noch ein Thema auf.«

»Aber nicht Nessie.«

Murdock lachte noch, als Bill bereits seinen Mantel über die Schulter warf und das Hotel verließ. Auf dem Teppich unter dem Baldachin blieb er stehen. Ein Mann in Livree erkundigte sich, ob Bill ein Taxi wünschte.

»Gern.«

Zehn Sekunden später rollte der Wagen vor. Sein Fahrer hatte das Handzeichen des Livrierten gesehen. Bill drückte dem Mann einen kleinen Schein in die Hand und stieg in den Wagen. Er gab seine Adresse an, mehr sagte er nicht. Der Reporter war an diesem Abend an keiner Unterhaltung interessiert. Irgendwie fühlte er sich matt.

Die Tage in Schottland hatten ihn geschlaucht.

Im Prinzip ärgerte er sich, daß er sich überhaupt an der Suche beteiligt hatte. Wäre tatsächlich eine Spur von Nessie gefunden worden und er wäre nicht dabei gewesen, hätte er sich noch mehr geärgert. Nun wußte gerade Bill, daß es andere, viel unerklärlichere Phänomene gab als gerade Nessie. Er und seine Familie waren oft mit den haarsträubendsten Dingen konfrontiert worden. Werwölfe, Vampire, Dämonen, das waren für die Conollys reale Gestalten. Sie hatten die Familie schon oft genug in Lebensgefahr gebracht.

In London war mal wieder vieles dicht. Erst als sie die Themse hinter sich gelassen hatten, wurde es besser. Nur begann es zu regnen. Feiner

Sprüh nieselte aus den Wölken und legte einen Film über das Fahrzeug. Die Wischer hinterließen Schmierstreifen, als sie zum erstenmal über das Glas putzten.

Kurz vor 22.00 Uhr erreichte Bill sein Haus. Vor dem Tor entlohnte er den Fahrer. Den Weg durch den Garten lief er zu Fuß. Als Schutz gegen den Regen hatte er den Mantel über den Kopf gehängt. Wurde es dunkel, schaltete sich automatisch das Licht der Außenleuchten ein. Auf den hellen Schirmen der Lampen hingen die Tropfen wie dicke Perlen. Der dünne Sprüh nieselte aus den Wolken.

Bill schloß die Haustür auf. Er war bereits gehört worden, denn hinter der Tür erwartete ihn Nadine, die er noch kurz hinausließ.

Als sie zurückkehrte, war ihr Fell naß.

Die Wölfin mit der Seele eines Menschen wurde, wenn die Conollys nichtanwesend waren, von Freunden versorgt. Lady Sarah Goldwyn, die Horror-Oma, und die bei ihr wohnende Jane Collins hatten sich um Nadine gekümmert.

Bill stellte seinen kleinen Koffer ab. Er glich mehr einer bauchigen Reisetasche. Den Mantel hängte er auf, machte erst einmal Licht im Haus und war froh, Nadine bei sich zu wissen. Das Alleinsein gefiel ihm auch nicht.

Vom Wohnraum aus rief er bei Sarah Goldwyn an. Die Horror-Oma meldete sich sehr schnell. Bill hatte ihr am Morgen mitgeteilt, wann er ungefähr zu Hause sein würde.

»Hat alles geklappt?«

Bill lachte. »Du weißt doch längst…«

»Ja, es war ein Reinfall. Ich verfolgte die Suche auf dem Bildschirm. Schade.«

»Man kann da nichts machen.« Bill kam zum eigentlichen Thema.

»Mit Nadine ist alles glatt verlaufen?«

»Sicher.«

»Und wie geht's Jane?«

Die Horror-Oma ließ sich Zeit mit der Antwort. »Du weißt ja, Bill, daß sie nicht darüber hinwegkommt, gezeichnet zu sein. Die langen Tage sind vorbei, jetzt läuft sie wenigstens schon zeitiger mit ihrem normalen Gesicht herum, aber die verfluchte Skelettfratze ist tags über geblieben. Sie tut mir so leid, Bill.«

Der Reporter räusperte sich. »Uns allen ergeht es so. Aber sonst war alles okay?«

»Immer. Wenn du Sheila und den Jungen anrufst, bestelle ihnen bitte herzliche Grüße.«

»Mach' ich doch glatt. Und vielen Dank noch mal für eure Hilfe.«

»Gern geschehen.«

Bill legte auf. Er hatte die Rollos noch nicht nach unten fahren lassen. Sein Blick glitt in den Garten, wo ebenfalls die Außenleuchten

in die Nässe strahlten. Das Laub hing bereits traurig vom Geäst der Bäume. Wassertropfen hatten sich auf den Blättern gesammelt und klatschten zu Boden.

Es gab keinen Zweifel mehr, der Herbst hatte Einzug gehalten, obwohl es in diesem Jahr so gut wie keinen Sommer gegeben hatte.

Bill fühlte sich zwar matt, aber noch nicht schlafmüde. Er schielte auf die fahrbare Bartheke und entschied sich für einen kleinen Schlummertrunk.

Diesmal trank er den Whisky mit Soda. Im Sessel hängend und die Beine ausgestreckt, griff er zum Telefon und wählte eine Nummer auf der Insel Tresco.

Bill kam nicht durch. »Dann versuche ich es später noch mal«, murmelte er, wobei er hoffte, daß Sheila noch nicht im Bett lag.

Nadine kam.

Sie bewegte sich wie ein Schatten, als sie die Schwelle zum Wohnraum überschritt und auf den Reporter zulief. Neben dem Sessel ließ sie sich nieder.

Bill kannte das Spiel. Nadine war da wie eine Katze. Auch sie brauchte ihre Streichel- und Verwöhnstunde. Bills gespreizte Hand fuhr durch das Fell. Die Wölfin hob den Kopf an und schaute Bill aus ihren menschlichen Augen an.

Es waren die Augen der Filmschauspielerin Nadine Berger.

Menschliche Augen, die Gefühl ausdrücken konnten. Sie zeigten Freude, Angst oder Trauer, da war eben alles vorhanden. Es kam nur auf die jeweilige Situation an.

Durch Knopfdruck auf die Fernbedienung schaltete Bill die Glotzkiste ein. Er ging einige Programme durch. Bei den privaten lief ein Film. Er konnte auch einer Diskussion zuhören, die sich um ein politisches Thema drehte. Dazu hatte Bill keine Lust. Er ließ den Film laufen, drehte aber den Ton leiser.

Es war alles normal, und nichts hätte ihn mißtrauisch werden lassen, wenn sich Nadine nicht plötzlich so seltsam benommen hätte. Es begann damit, daß sie ihren Platz verließ, zur Tür lief und dort stehenblieb.

Bill kümmerte sich nicht um das Tier, dann hörte er sein klagendes Heulen. Laute, die ihm überhaupt nicht gefielen und ihm unter die Haut gingen. Er stellte das Glas zur Seite, richtete sich auf und sah Nadine in ihrer ungewöhnlichen Haltung an der Tür stehen.

»Was ist denn?«

Sie konnte nicht sprechen, aber sie schaffte es, sich anderweitig bemerkbar zu machen. Die Wölfin lief auf den Reporter zu, richtete sich auf und legte ihre Vorderläufe auf eine Sessellehne. Dabei starrte sie Bill ins Gesicht, und ihre Augen hatten einen fordernden und gleichzeitig besorgten Ausdruck bekommen.

Bill war inzwischen klargeworden, daß etwas nicht stimmte. Nadine benahm sich nicht ohne Grund so seltsam. Sie mußte etwas gewittert haben. Noch sitzend schaute der Reporter in den Garten, ob sich dort möglicherweise etwas tat.

Er sah nichts Verdächtiges. Da standen die dunklen Sträucher und Büsche, auch die wenigen Tannen am Rand. Lichter bildeten helle Ausschnitte, in die der Sprüh hineinfiel.

Dort war also nichts.

Vielleicht an der Tür? Bill erhob sich. Nadine beobachtete ihn dabei genau. Sie folgte ihm auch, als er das Wohnzimmer verließ und durch den Flur zur Haustür schritt.

Wenn sie jetzt hinauswollte, würde sie das durch Zeichen bekanntgeben, aber Nadine drehte sich um und trottete zurück in den Wohnraum. Damit konnte Bill überhaupt nichts anfangen. Die Wölfin wartete auf ihn, aber sie ließ es nicht dazu kommen, daß Bill sich hinsetzte. Sie ging weiter, nahm einen anderen Weg, lief durch die Küche und von dort aus in den Teil des großzügigen Hauses, wo die anderen Räume lagen. Schlafzimmer, die Gästeräume, zwei Bäder, Toiletten und das Zimmer von Johnny Conolly.

In das huschte die Wölfin.

Bill blieb auf der Schwelle stehen. Er wußte nicht, was er noch unternehmen sollte. Ohne Grund hatte Nadine das Zimmer seines Sohnes nicht betreten.

Sie lief im Kreis, sprang auf das Bett, kratzte mit den Vorderläufen und starrte Bill unentwegt an.

Er konzentrierte sich auf die Augen des Tiers. War darin nicht so etwas wie Sorge und gleichzeitig Panik zu lesen. Angst, daß einiges schieflaufen könnte.

»Warum kannst du auch nicht reden?« flüsterte er. »Warum nicht, Nadine?« Er überlegte. Okay, sie war in Johnnys Zimmer gelaufen.

Dies bestimmt nicht ohne Grund. Johnny und Nadine besaßen ein besonderes Verhältnis zueinander. Die Wölfin fühlte sich dem Jungen gegenüber als Schutzpatronin. Sie paßte auf, daß ihm nichts geschah, und sie hatte ihm schon mehr als einmal das Leben gerettet. Zwischen den beiden existierte so etwas Ähnliches wie eine Seelenverwandtschaft.

Es gab Verbindungen zwischen ihnen. Die Wölfin spürte genau, wann es Johnny gut- oder schlechtging, auch über große Entfernungen hinweg. Der Junge war mit seiner Mutter auf eine Insel gefahren, wo beide ausspannen wollten.

Ging es ihm dort schlecht?

Es war die einzige Erklärung für Bill. Die Wölfin mußte einfach spüren, daß mit Johnny etwas nicht in Ordnung war.

Als der Reporter sich darüber klargeworden war, stieg es vom Magen

her heiß in seiner Kehle hoch. Er spürte gleichzeitig das Brennen in den Augen und dachte daran, daß er vorhin keine Verbindung bekommen hatte. Sollte er jetzt noch einmal anrufen?

Es war inzwischen einiges an Zeit vergangen. Bis zur Tageswende waren es nur mehr fünfzehn Minuten. Eigentlich eine Unverschämtheit, jemand um diese Zeit zu stören.

Aber es konnte auch wichtig sein – vielleicht lebenswichtig…

Bill lief wieder zurück. Die Nummer hatte er sich notiert, der Zettel lag neben dem Sessel.

Nadine stand neben ihm. Sie wirkte ruhiger. Ahnte sie vielleicht, daß der Reporter genau das Richtige tat? Seine Hand lag schon auf dem Hörer, als die Klingel des Telefons anschlug. So heftig, daß Bills Finger zurückzuckten.

Sogar Nadine machte sich bemerkbar. Die Wölfin gab ein leises Knurren von sich.

»Ruhig, sei ruhig.« Bill war es nicht. Er wußte selbst nicht, weshalb seine Hand zitterte, als er den Hörer abnahm und sich mit einem leisen »Hallo« meldete.

»Bist du es, Bill?«

»Sheila, Himmel!«

Er hörte sie atmen. »Ich habe mir gedacht, daß du bereits zurück bist. Ich hörte im Radio, daß die Suche nach Nessie nichts gebracht hat:«

»Ja, es war ein Fehlschlag. Ich wollte schon anrufen. Ist alles in Ordnung?«

»Nein!«

Bill schloß für die Länge eines Herzschlags die Augen. »Was ist nicht okay?«

»Johnny ist weg!«

Der Reporter sagte nichts. Er schaute dafür auf Nadine. Es kam ihm vor, als würde die Wölfin nicken.

»Hast du gehört, Bill?«

»Natürlich, das habe ich.« Er schluckte. »Ist er weggelaufen? Oder wurde er entführt?«

»Wir wissen nichts. Ich weiß nur, daß er aus seinem Zimmer durch ein offenstehendes Fenster verschwunden ist. Wohin er lief, kann ich dir nicht sagen.«

»Habt ihr gesucht?«

»Es ist finstere Nacht.«

»Sicher, entschuldige.«

Jetzt rückte Sheila mit ihrem Wunsch heraus. »Bill, kannst du kommen? Ich habe eine fürchterliche Angst um Johnny. Es kann sich alles als normal aufklären, aber wir müssen auch mit dem Gegenteil rechnen. Daß Johnny in etwas hineingeraten ist, aus dem es so leicht

keinen Ausweg mehr gibt. Dämonen und…«

»Ich verstehe das, Sheila.«

»Bitte, Bill…«

»Gut, ich werde eine Maschine chartern. Allerdings möchte ich noch zwei Gefährten mitbringen, wenn es geht.«

»John?«

»Den auch.« Bill atmete durch die Nase ein. »Und natürlich Johnnys Schutzengel – Nadine…«

»Das wäre toll. Bitte, Bill, drück uns allen die Daumen. Ich habe so ein schreckliches Gefühl.«

»Ich auch, Schatz. Gute Nacht.«

»Ja, Bill…«

Der Reporter legte den Hörer auf. Er fühlte sich todunglücklich.

In der Kehle lag der Stein, in den Augen brannte es. Seine Hände zitterten, die Sorge um Johnny brachte ihn fast um den Verstand.

Als harmlos stufte er das Verschwinden seines Sohnes nicht ein.

Sonst hätte sich Nadine nicht so ungewöhnlich benommen. Da steckte mehr dahinter, wesentlich mehr. Es war auch kein normaler Fall. Dämonische Kräfte mußten am Werk sein.

Mitternacht war schon vorbei, als Bill erneut zum Hörer griff und eine Telefonnummer innerhalb Londons wählte.

Sie gehörte seinem Freund John Sinclair…

***

Manchmal beneide ich meinen Freund Bill Conolly, denn in gewissen Dingen hat er mir einiges voraus.

Zum Beispiel einen Flugschein.

Er hatte die Cessna gechartert und flog sie auch selbst. Immer nach Westen, den Regenwolken entgegen, die glücklicherweise so tief hingen, daß wir sie überfliegen konnten.

Über Cornwall riß die Bewölkung auf, bald war sie ganz verschwunden, die Sonne schien, und der Himmel zeigte eine herbstlich klare Bläue einfach wunderbar.

Das Meer sah sehr klar und grün aus. Land's Eck, die westliche Ecke Cornwalls und ein Leuchtturm lagen hinter uns. Die nächste Landmasse waren die Isles of Scilly, unser Ziel.

Mit meinem Chef, Sir James, hatte ich keine Probleme gehabt. Ich hätte auch fliegen können, ohne seine Zustimmung einzuholen, aber ich wollte den Dienstweg einhalten.

Bill flog. Er machte einen äußerlich ruhigen Eindruck. Allein ich wußte, daß dies nicht stimmte. Mein Freund war innerlich erregt, auf über 100, das merkte ich an seinen Reaktionen, denn ab und zu zuckten seine Mundwinkel. Oder er preßte die Lippen so fest zusammen, daß sie zwei bläuliche Striche bildeten.

Nadine, die Wölfin, befand sich im hinteren Teil der Cessna. Sie war ruhig und hatte sich die gesamte Zeit über nicht gerührt. Wenn jemand Johnny finden konnte, war sie es.

Leider konnten wir auf Tresco nicht landen. Der einzige Flughafen befand sich auf St. Mary's, der größten Insel dieser verstreut im Meer liegenden Gruppe.

Um sie anzufliegen, korrigierte Bill den Kurs. Er flog um einige Grade südlicher.

Unsere Sicht konnte man als ausgezeichnet ansehen. Es war einer dieser Tage, die noch einen hohen Himmel hatten. Ein verhältnismäßig warmer Herbsttag. Den Regen hatten wir in England gelassen.

Wolkenformationen zeichneten ihr Bild unter dem Blau des Firmaments.

Bill hatte bereits Kontakt mit dem Flughafen auf St. Mary's aufgenommen. Es würde bei der Landung keine Schwierigkeiten geben.

Auch die Inseln waren jetzt tief unter uns zu erkennen. Sie waren graugrüne Flecken inmitten des weiten Meeres. An manchen Küsten schimmerten die weißen Brandungswellen.

Bill nickte mir zu.

»Wird alles glatt verlaufen?« fragte ich laut.

»Ja. Die Landung ist kein Problem. Ein wenig Gegenwind, aber was soll's?« Der Reporter ging schon tiefer. Ich merkte den Verlust an Höhe stärker als in einem normalen Jet. Bill kippte die Zweimotorige der Wasserfläche entgegen. Rechtzeitig genug änderte mein Freund den Kurs und flog St. Mary's direkt an. Noch wischte unter uns das Wasser hinweg, dann sahen wir Land, eine Betonpiste als Rollfeld. Baracken huschten vorbei, ein winziger Tower, Kontakt.

Wir rollten aus. Das Gesicht meines Freundes entspannte sich etwas, als die Maschine stand.

Ich schlug ihm auf die Schulter. »Du bist gut geflogen, Junge.«

Er winkte ab. »Na ja.«

An zwei verschiedenen Seiten kletterten wir aus der Maschine.

Der Mann, der uns mit zwei Fahnen eingewinkt hatte, rollte den Flaggenstoff zusammen und schritt nach einer kurzen Begrüßung vor uns her.

Auf Inseln ist es meist windig. Besonders dann, wenn sie zu den kleineren gehören wie St. Mary's. Der Wind war warm. Zudem wehte er aus südlicher Richtung.

In einer Baracke wurden wir vom Chef des Mini-Flughafens empfangen. Telefonisch war er bereits unterrichtet worden. Der Mann erklärte uns, daß ein Boot zur Verfügung stünde.

»Wunderbar«, sagte ich.

»Dann darf ich Sie jetzt zum Harbour Office fahren?«
»Dagegen haben wir nichts.«
Das Hafenbüro war von zwei Mitarbeitern besetzt. Es lag nahe des South Piers, wo auch das Boot für uns bereitlag.
Kartenmaterial hatten wir ebenfalls bekommen. Um Tresco zu erreichen, mußten wir die Westseite dieser Insel umfahren. Auf der Karte schaute ich mir den Kurs an.
»Die See ist ziemlich ruhig. Sie werden keinen Ärger bekommen«, sagte man uns.
»Wo müssen wir anlegen?«
»In der Old Grimsby Bay liegt der Kai. Dort werden Sie dann auch erwartet.«
»Danke.«
Die Fahrt über das Meer und stets in Sichtweite der Küsten glich einem Vergnügen. Selbst Bill taute auf. Nadine, die von den Insulanern zuvor sehr skeptisch beobachtet worden war, lag zusammengerollt am Heck und genoß die herbstlichen Sonnenstrahlen.
Manchmal wirkte das Wasser wie Glas, so klar war es. Wellen dünten wie lange Fahnen auf uns zu und trugen das Boot oft auf die langen Kämme. Manchmal schäumte Gischt über. Wir sahen auch die Fähre, die von Cornwall aus rüberkam. Da befanden wir uns bereits in Sichtweite der Insel Tresco.
Ich hielt mich an den genauen Kurs. Die Ostküste von Tresco zeigte zahlreiche Buchten. Manchmal hohe Steilwände, dann wiederum war sie flacher. Besonders dort, wo sich der kleine Hafen befand, in den wir einschipperten.
Es war fast wie im Bilderbuch oder auf einem Gemälde. Die Sauberkeit mußte den Inselbewohnern in Fleisch und Blut übergegangen sein. Alles strahlte und blitzte. Die weißen Masten der im Hafen liegenden Schiffe, die Häuser, das größte Hotel auf Tresco mit dem Namen Island Hotel, auf dessen Dach zwei Fahnen wehten.
Die Wellen schoben uns auf den Kai zu. Auch dort zeigte sich eine verblüffende Sauberkeit. Über uns segelten Möwen im lauen Wind und genossen den Auftrieb.
Ein schwerfällig wirkender Mann kam zu uns. Ich warf ihm die Leine zu. Er dockte uns an.
»Wir sind verabredet«, sagte Bill, der das Boot zuerst verlassen hatte. »Mein Name ist…«
»Ich weiß, wer Sie sind. Ihre Frau wartet bereits auf Sie, Mr. Conolly.«
»Danke.«
Nicht weit entfernt befand sich ein kleines Restaurant, in dem der fangfrische Fisch serviert wurde. Die vier Tische verteilten sich im

Raum. Einer war von zwei Frauen besetzt.

Sheila mußte durch das Fenster unsere Ankunft bemerkt haben, sie kam zur Tür und fiel Bill um den Hals. »Endlich«, flüsterte sie, »endlich seid ihr gekommen.«

»Und Johnny?«

»Keine Spur bisher.«

»Verdammt auch.«

Ich stand etwas verloren daneben. Der Wirt hielt sich im Hintergrund auf und schaute aus trüben Augen zu uns rüber.

Ich schaute mir auch die Person an, mit der Sheila zusammengesessen hatte. Persönlich kannte ich die Dame nicht. Sie war ziemlich korpulent, machte aber einen netten, irgendwie gemütlichen Eindruck. Sie gehörte wohl zu den Menschen, die auch im größten Streß die Ruhe behielten.

Natürlich wurde auch ich von Sheila begrüßt. Danach machte sie uns bekannt. Wir erfuhren, daß die Frau Christiane Miller hieß und ihr Mann als Inselpilot arbeitete. Sie selbst führte eine winzige Pension, in der Sheila abgestiegen war.

Der Wirt wollte uns etwas bringen. Wir entschieden uns für Kaffee. Dann bat ich Sheila, zu berichten. Während sie sprach, streichelte sie Nadine. Die Wölfin hatte beim Eintritt etwas Unruhe ausgelöst, die war nun vorbei.

»Also keine Spur«, sagte ich.

»Nein, John.«

»Weshalb ist er aus dem Fenster geklettert?« fragte Bill. »Das muß doch einen Grund gehabt haben.«

»Vielleicht hat man ihn gelockt.«

»Und wer?«

»Keine Ahnung.« Sheila schaute traurig. Ihre Hände befanden sich in permanenter Bewegung. Sie wirkte nervös und hektisch.

Bill schaute mich an. »Es will mir einfach nicht in den Kopf, daß Johnny so mir nichts dir nichts verschwunden ist. Er ist zwar ein normaler Junge, aber in manchen Dingen vorsichtig. Die Erfahrung hat ihn schließlich Böses gelehrt.«

Christina Miller mischte sich ein. »Wenn ich einmal etwas sagen darf. Auch mir kommt es sehr seltsam vor, aber vielleicht habe ich eine Erklärung.«

»Das glaube ich nicht«, sagte Sheila.

»Lassen Sie mal.«

»Du weißt also Bescheid?« wandte Bill sich an seine Frau.

»Wir haben darüber gesprochen.«

»Es ist so«, erklärte Mrs. Miller. »Ihr Sohn, Mr. Conolly, hat, soviel ich weiß, einen Freund gefunden. Einen Jungen aus der Nachbarschaft. Er heißt Benny Burton.«

Da keiner von uns etwas sagte und sie nur gespannt anschauten, sprach sie weiter. »Die beiden waren immer zusammen. Sie haben die Umgebung durchstrolcht. Sie fühlten sich glücklich. Wie eben Großstadtkinder auf dem Land. Sie verstehen?«

»Ja, richtig.« Ich nickte.

»Und jetzt müßten wir den Jungen finden«, sagte Bill.

Sheila legte eine Hand auf den Unterarm ihres Mannes. »Das haben Mrs. Miller und ich auch versucht.«

»Aber…?«

»Ohne Erfolg, Bill. Wir haben ihn nicht zu Hause angetroffen.«

»Nur seine Mutter«, erklärte Mrs. Miller. »Ich kenne Eliza Burton recht gut.«

»Was ist sie für eine Frau?« fragte ich.

»Sie wohnt mit ihrem Sohn allein. Ihr Mann lebt nicht mehr. Wie er umgekommen ist, weiß niemand so recht. Man sagt, er wäre ertrunken. Jedenfalls haben wir von ihr keine positiven Antworten bekommen. Ihr Sohn Benny war nicht im Haus.«

»Ist das nicht ungewöhnlich?« fragte Bill. »Er ist doch bestimmt in Johnnys Alter.«

»Ja, elf Jahre.«

»Da haben wir es.«

Christiane Miller winkte ab. »So ungewöhnlich ist das nicht. Billy bleibt öfter mal von zu Hause weg. Er ist, wie man so schön sagt, ein Kind der Insel.«

Unser Kaffee wurde serviert. Bill schaute mich skeptisch an, während Sheila bedrückt zu Boden sah. »Komisch, nicht wahr. Jetzt sind also zwei Jungen verschwunden.«

Ich nickte. »Das ist bestimmt kein Zufall gewesen. Ich kann mir vorstellen, daß sie gemeinsam etwas unternommen haben und dabei reingefallen sind. Das ist es.«

»Aber wo sollten sie hin?« rief Sheila.

»Das müssen wir eben herausfinden.«

»Ich glaube auch nicht«, sagte Mrs. Miller, »daß die beiden verunglückt sind.«

»Weshalb nicht?«

Sie lächelte mir knapp zu. »Das ist ganz einfach, Mr. Sinclair. Benny Burton ist nicht nur ein Kind der Insel. Er kennt sie auch wie seine Westentasche. Natürlich gibt es auf Tresco Gegenden, die, sagen wir mal, gefährlich sind. Ich denke da an die Steilküsten und deren unmittelbare Umgebung. Allerdings werden sie nicht in der Dunkelheit ans Meer gelaufen sein.«

»Wohin dann?«

»Das ist eben die Frage, auf die wir eine Antwort finden müssen.«

»Jedenfalls haben sie ein Ziel gehabt.« Bill schlug mit der Faust auf

den Tisch. »Ein konkretes Ziel. Sie hatten etwas vor in der letzten Nacht. Wo können zwei Jungen in der Dunkelheit hinlaufen. Wo, zum Teufel?«

»Ich weiß es nicht«, erwiderte Sheila leise.

»Wie steht es mit Ihnen, Mrs. Miller.«

»Ich möchte nichts herbeireden oder etwas Falsches sagen, aber Sie können die gesamte Insel als eine Art Abenteuerspielplatz bezeichnen, wenn Sie mich richtig verstehen.«

»Ja, das tue ich.«

»Es gibt da viele Orte, wo sich zwei Freunde in diesem Alter wohl fühlen können. Wo es ihnen großen Spaß macht, mal etwas zu entdecken.«

»Gibt es hier Höhlen?« fragte ich.

»Nicht daß ich wüßte.«

Bill nahm den Faden auf. »Wälder, Verstecke, Seen…«

Mrs. Miller nickte heftig. »Ja, die Insel ist ideal, ein phantastischer Ort für Jungen. Ich… ich habe auch überlegt, ob eine Suchaktion Erfolg haben würde. Ich meine …« Sie geriet etwas ins Stottern. »Eine Suchaktion im großen Stil.«

»Nein!« sagte ich sofort und ziemlich laut, so daß mich die anderen anstarrten.

»Weshalb nicht?«

Ich lächelte knapp. »Sheila, ich kann verstehen, daß du dir wahnsinnige Sorgen machst. Wie lange dauert es, bis eine Hundertschaft Polizisten hier ist? Ich finde, wir sollten unseren Plan auf nur, sagen wir, eine Person stützen. Nadine!«

Die Wölfin hatte ihren Namen gehört und schaute zu uns hoch.

Sheila nickte. »Richtig.«

»Wir haben sie auch deshalb mitgebracht. Sie kann die Aufgabe eines Suchhundes übernehmen. Außerdem hat sie gespürt, daß sich ihr Schützling in Gefahr befindet.«

»Das habe ich genau bemerkt«, erklärte Bill.

»Da haben wir's.«

Nur Mrs. Miller schaute etwas skeptisch. »Ist das tatsächlich eine Wölfin?«

»Natürlich.«

»Sie ist auch zahm?«

»Wollen Sie Nadine streicheln?«

»Ich weiß nicht so recht. Eigentlich bin ich ja tierlieb, aber eine Wölfin…«

»Keine Sorge, sie tut ihnen nichts. Da seien Sie mal ganz beruhigt.«

Wir tranken die Tassen leer. Bill beglich die Rechnung, dann verließen wir das kleine Lokal, begleitet von den staunenden Blicken des Wirts, der wohl nicht einmal die Hälfte verstanden hatte.

Der warme Südwestwind wehte über die Insel. Mrs. Miller, die einen weit geschnittenen Mantel trug, deutete auf einen japanischen Geländewagen, der am Straßenrand stand. »In ihn passen wir alle hinein, auch die Wölfin.«

Dagegen war nichts zu sagen.

Christiane Miller fuhr selbst. Neben ihr hatte ich meinen Platz gefunden. Die beiden Conollys saßen auf der hinteren Bank. Sheila hatte sich gegen Bills Schulter gedrückt. Ihr Gesicht war totenblaß.

Der Weg führte in Richtung Süden. Wir lernten auf der Fahrt einiges von der Insel kennen. Die Straßen glichen Pisten. So ähnlich waren sie auch in den schottischen Highlands angelegt.

Felsen, Täler, Hügel wechselten sich ab. Relativ wenig Wald bekamen wir zu Gesicht, bis wir in ein weit geschwungenes Tal hineinfuhren und an einem großen See entlangrollten, der den Namen Great Pool trug.

»In der Nähe wohne ich«, erklärte Mrs. Miller.

»Steht Ihr Haus allein?«

»Ja, der nächste Nachbar wohnt fast eine viertel Meile entfernt.«

»Und das sind die Burtons?«

»So ist es.«

»Wie verstehen Sie sich mit der Frau?«

»Es geht. Sie ist anders, verschlossener. Will wenig mit den Menschen zu tun haben. Ich bin der Meinung, dass sie über den Tod ihres Mannes noch nicht hinweggekommen ist.«

»Und ihr Sohn?«

Mrs. Miller hob die Schulter und schaute starr nach vorn. »Dazu kann ich nicht viel sagen. Ich weiß nur, daß sich Johnny und Benny gut verstanden haben. Die hockten stets zusammen.«

»Hat Benny etwas Besonderes an sich gehabt?«

»Wie meinen Sie das denn?«

»Ist er ein normaler Junge?«

»Klar, sicher. Nicht verschlossen, sehr offen. Im Gegensatz zu seiner Mutter.«

»Haben Sie denn das Gefühl gehabt, Mrs. Miller, daß Eliza Burton tatsächlich nichts wußte?«

»Das kann man bei einer Frau wie ihr nie sagen.«

»Wir werden auf jeden Fall mit ihr reden müssen«, meldete sich Bill vom Rücksitz.

Der Meinung war ich auch.

Die Umgebung hatte sich ein wenig geändert. Sie war lieblicher geworden. Hier und da sah ich ein Haus. Keine modernen Bauten, nein, aus den Steinen der Insel errichtet und oft genug von wilden Ranken bewachsen. Ursprünglich und bodenständig.

Zum Haus der Millers führte ein sehr schmaler Pfad, der erst vor dem

Gebäude an Breite zunahm, so daß man sogar von einem kleinen Parkplatz sprechen konnte.

Mrs. Miller stoppte neben einer grün gestrichenen Holzbank, die vor der Haustür stand.

»Wir sind da!« Etwas Stolz schwang bei dieser Meldung in ihrer Stimme mit.

Ich schaute mich um. Auch Bill war neugierig. »Hier wohnst du also«, sagte er zu Sheila.

»Ja, und wie gefällt es dir?«

»Nett, wirklich. Man kann sich entspannen und hat zudem die nötige Ruhe.«

»Das habe ich auch gedacht.«

Mir kam das Haus zugewuchert vor. Die Pflanzen bildeten einen dichten Saum. Blatt reihte sich an Blatt, wobei die einzelnen Ranken kaum zu erkennen waren.

In dieser Umgebung erschien mir die Natur noch intakt. Im Hof hörten wir das Gackern der Hühner. Einen Vorgarten gab es nicht.

Dafür zog sich das Grundstück hin bis zur normalen Straße. Es war bewachsen mit Gras und hüfthohem Buschwerk.

Mrs. Miller hatte die Tür geöffnet und ließ uns eintreten. Eine Gaststätte war es nicht. Ihre Gäste würden in den Wohnraum gebeten, der mir sehr geräumig vorkam, wobei er mit allerlei Krimskrams vollgestopft war und dennoch irgendwie gemütlich wirkte.

»Nett haben Sie es hier.«

»Ja, meine Gäste und ich fühlen uns hier auch wohl. Stimmt es, Sheila?«

Bills Frau nickte und zeigte dabei ein verkrampftes Lächeln.

»Johnnys Zimmer liegt in der ersten Etage«, sagte sie dann.

»Gut, nichts wie hin.«

Wir ließen uns von Sheila führen. Die Treppe war eng. Zwei Personen konnten nicht nebeneinander gehen. Durch kleine Fenster sickerte zu wenig Tageslicht, deshalb brannte auch die Lampe.

Sheila ging oben vor und drückte die Tür auf. Hintereinander betraten wir den Raum.

Ich behielt dabei sehr genau Nadine im Auge. Die Wölfin drängte sich an uns vorbei, scheuerte noch mit ihrem Fell gegen unsere Beine und blieb mit gesträubtem Fell mitten im Raum stehen.

Ein leises Knurren drang aus ihrem Maul…

Jeder hatte es gehört. Mrs. Miller zog sich etwas zurück. Wir anderen waren gespannt und taten selbst nichts. Wir mußten Nadine die Initiative überlassen.

Sie ging auf das Bett zu. Umkreisen konnte sie es nicht, da es am Kopfende mit der Querwand abschloß. Aber sie sprang hinauf, blieb dort für einen Moment stehen, bevor sie den Kopf senkte und mit ihrer

Schnauze über das Kopfkissen und das Bettlaken strich, auf dem Johnny gelegen hatte.

Dann sprang sie mit einem Satz wieder vom Bett und stand schon am Fenster.

»Das ist genau der Weg, den Johnny genommen hat«, erklärte Sheila uns.

Es sah so aus, als wollte Nadine durch das Fenster. Bill ging hin und öffnete es.

Nadine richtete sich auf. Sie legte ihre Vorderläufe auf die Fensterbank, reckte den Kopf vor und »nickte«. Es sah so aus, als wollte sie nach draußen springen.

Ich beugte mich über sie hinweg, schaute nach unten und sah im Gras das helle Schimmern.

»Dort liegt eine Leiter!« meldete ich.

»Die hat Johnny wohl genommen«, murmelte Bill.

Ich drehte mich zu den anderen um. »Lehnte sie denn bereits tagsüber so an der Hauswand, daß er hinaussteigen konnte?«

»Nein!« erklärte Mrs. Miller.

»Das wissen Sie genau?«

»Ja.«

»Dann muß ihm jemand die Leiter gebracht haben!« folgerte Bill.

»Und wer?«

Ich schnippte mit den Fingern. »Wie hieß der Junge noch, der mit Johnny spielte?«

»Benny Burton.«

»Richtig. Die beiden haben meiner Ansicht nach den entsprechenden Plan gefaßt.«

»Meinst du?« fragte Sheila.

»Ja.« Ich hob beide Arme. »Wir waren doch alle mal Kinder. Das große Abenteuer hat gelockt, versteht ihr? Was haben wir nicht alles für einen Unsinn gemacht?«

»Und wie!« bestätigte Bill.

»Fassen wir zusammen«, sagte ich. »Meiner Ansicht nach kann es nur so gewesen sein. Johnny und Benny haben sich verabredet. Benny kam mit der Leiter, so daß Johnny bequem aus dem Fenster klettern konnte. Dann sind sie losgegangen.«

»Und weshalb kehren sie nicht zurück?«

Bill legte eine Hand um Sheilas Schulter. »Das werden wir herausbekommen, ich schwöre es.«

»Hoffentlich ist es nicht zu spät.«

»Deshalb fangen wir auch gleich mit der Suche an!« entschied ich.

Als hätte Nadine meine Worte genau verstanden, drehte sich die Wölfin um und huschte durch die offenstehende Tür aus dem Raum…

***

Mrs. Miller hatte es sich nicht nehmen lassen und war ebenfalls mit uns gegangen. Sie wollte uns, wenn es nötig war, Erklärungen zu gewissen Dingen geben.

Nadine hatte Johnnys Spur aufgenommen. Die Wölfin lief manchmal sehr schnell, entschwand auch unseren Blicken, kehrte immer wieder zurück und sorgte dafür, daß wir nicht zu weit hinter ihr blieben.

Eine normale Straße hatten wir überquert. Was danach folgte, waren nicht mehr als schmale Feldwege oder Pfade, die sich schlangengleich durch das Gelände wanden.

Auch sie verließen wir bald und tauchten ein in den dichten Talbewuchs. Der Wald war in dieser Umgebung dichter vertreten.

Vor uns sahen wir ihn wie eine dunkle Mauer, auf die Nadine zuhetzte.

Mrs. Miller blieb plötzlich stehen. »Ich glaube zu wissen, wo es hingeht.«

Wir schauten sie gespannt an.

»Zur alten Abtei. Tresco Abbey.«

»Hier hat es ein Kloster gegeben?« fragte ich.

»Ja, das steht auch heute noch. Das alte Gründerhaus ist nicht mehr bewohnt. Dafür andere Häuser allerdings. Nur liegen sie mehr als eine halbe Meile entfernt. Die Felder dazwischen und auch die kleinen Seen haben früher zum Kloster gehört. Jetzt befindet sich in den übrigen Gebäuden eine Bio-Farm, die von sehr engagierten jungen Menschen betrieben wird.«

»Und das Haupthaus selbst ist nicht bewohnt?« erkundigte ich mich noch einmal.

»Nein.«

»Weshalb nicht?« fragte Bill.

»Das kann ich Ihnen nicht sagen, Mr. Conolly. Möglicherweise liegt es zu weit entfernt.«

Wir nahmen es hin und gingen weiter. Wieder kehrte Nadine zurück. Sie blieb kurz vor uns stehen, hob und senkte den Kopf, bevor sie sich umdrehte und die Strecke wieder zurücklief.

Wald, Unterholz und Buschwerk wuchsen dichter zusammen.

Wir schritten durch sehr hohes Gras. Der Boden war viel weicher als auf den höheren Stellen der Insel, wo das Gelände oft eine scharfe Felskruste aufwies.

Der Wind brachte auch einen ungewöhnlichen Geruch mit. Es stank nach brakigem Wasser.

»Das ist der Teich«, sagte Mrs. Miller.

»Welcher Teich?«

»Er liegt vor dem Kloster, ist nicht sehr groß und in heißen Sommern fast ausgetrocknet.«

Es war eine normale Antwort, aber Sheila drängte sich an uns. Sie

faßte Bill an. »Glaubst du, daß Johnny in dem Teich ertrunken sein könnte?«

Bill blickte seine Frau an. Sheila trug Jeans und einen dünnen Pullover. Das Haar hatte sie hochgesteckt. Es bildete an der Rückseite des Kopfes einen kurzen Pferdeschwanz, der von einem gelben Band zusammengehalten wurde.

»Nein, er kann doch schwimmen.«

»Ich weiß nicht. Der Teich ist mir nicht geheuer.«

»Aber Sheila«, sagte Christiane Miller. »Fürchten Sie sich vor Fröschen?«

»Das nicht.«

»Eben. Diese Tiere leben in dem kleinen Biotop.«

Wir brauchten nicht mehr lange zu gehen, bis an der rechten Seite das Haus erschien – die alte Abtei.

Ohne uns abgesprochen zu haben, blieben wir stehen. Auch bei Tageslicht und Sonnenschein wirkte es düster. Seine Fassade war glatt und doch an einigen Stellen abgeblättert. Hohe Fenster, Vorbauten und langgezogene Erker gaben diesen gewaltigen und düsteren Eindruck wider. Es wirkte abweisend, und selbst die Scheiben hatten sich in der Farbe der der Hausfront angepaßt.

Das Haus war ein Klotz. Kantig, eckig und mit einem Dach versehen, das man eigentlich nicht als solches ansehen konnte, weil auch dort Aufbauten und Gauben ineinander verschachtelt standen.

Vor dem Haus lag der Teich.

Er war tatsächlich nicht groß. Ein rundes Gewässer, an den Rändern mit Schilf und hohem Gras bewachsen. Der Teich paßte zum Haus. Sein Wasser besaß den gleichen düsteren Farbton wie die Hausfassade. Möglicherweise um eine Idee dunkler. Eine Mischung aus Grün und Schwarz. Dicht unter der Oberfläche trieben Algen. Auf dem Wasser schwamm eine grüne Schicht aus kleinen Blättern. Ein paar verfaulte Seerosen schaukelten ebenfalls noch auf dem Wasser in Ufernähe.

Der Teich auf der einen Seite und auf der anderen das alte Kloster. Gab es zwischen ihnen eine Verbindung?

Sheila wollte es genauer wissen. Sie löste sich von uns und lief auf das Ufer zu. Ihre Blicke hielt sie gesenkt und suchte im weichen Boden nach Spuren.

»Bill!«

Ihr Ruf ließ uns herumfahren. Sie stand noch etwas vom Ufer entfernt, hatte sich leicht gebückt und den rechten Arm ausgestreckt.

Mit der Fingerspitze deutete sie auf den schlammigen, weichen Untergrund. »Hier… hier ist etwas.«

Bill war noch früher bei ihr und stand ebenfalls, wie vor eine Mauer gelaufen. »Das mußt du dir ansehen, John.«

Ich schaute es mir an und wurde bleich. Was sich dicht vor uns im

Boden abzeichnete, war eine deutliche Fußspur. Allerdings der Abdruck eines Knochenfußes.

Ich fand auch noch mehr. Aus der Stellung der Abdrücke schlossen wir, daß jemand am Ufer entlanggegangen war.

»Das kann ich mir nicht erklären!« sagte Mrs. Miller leise. »Es sieht ja aus wie…«

»Ja, der Fußabdruck eines Skeletts!« vollendete ich den Satz und richtete mich wieder auf.

Bill schaute mich an. »Willst du es aussprechen?« fragte er leise.

»Ich traue mich kaum.«

»Okay, Bill, ich weiß, was du und deine Frau denken. Aber das ist nicht bewiesen. Es steht einfach nicht fest, daß Johnny von einem Skelett geholt wurde, falls es dieses lebende Skelett, von dem wir jetzt ausgehen, überhaupt gibt.«

»Ja, das stimmt auch wieder.«

Ich wollte nicht mehr lange reden und suchte die etwas weitere Umgebung nach Spuren ab. Bill und Sheila taten das gleiche. Wir drei wurden fündig.

»Das sind Johnnys Abdrücke!« rief Sheila laut. »Ich erkenne sie genau. Das Profil der Sohlen…«

»Hier sind noch weitere Spuren!« rief Bill.

Diesmal schauten wir sie uns gemeinsam an. »Ist das Johnny?« fragte ich leise.

»Nein, die unterscheiden sich.«

»Kindersohlen…«

»Benny!«

»Genau, Bill.«

»Die beiden waren also hier«, sagte ich leise und schaute zum Kloster hin, vor dessen Tür Nadine stand und mit den Vorderläufen gegen das Holz kratzte.

»Sie will dort hinein!«

»Sicher.«

»Ob wir ihn da finden?«

»Ich weiß nicht, Bill, kann mir aber vorstellen, daß die Jungen die alte Abtei betreten haben.«

Sheila hatte meine letzten Worte gehört. »Laß uns nachsehen, bitte.«

Wir zögerten nicht länger. Auch Mrs. Miller schloß sich uns an.

Die gute Frau war totenblaß geworden. Sie kam mir vor, als wollte sie noch etwas sagen, doch sie traute sich einfach nicht, preßte die Lippen zusammen und starrte gegen die Fassade.

Wußte sie vielleicht mehr?

»Es ist offen!« Bills Stimme unterbrach meine Gedanken. Er hatte die Hand gegen die Tür gelegt und schob sie nach innen.

Es war wie im Gruselfilm. Das Knarren der Angeln erzeugte

unheimliche Laute, die nicht nur bei den Frauen einen leichten Schauer auf der Haut zurückließen.

Wir betraten die etwas bedrückt wirkende Stille eines alten, unheimlich wirkenden Hauses. Eine kalte Leere gähnte uns entgegen und ließ uns frösteln.

»Da sind Spuren«, sagte Bill. Er meinte die feuchten Schlammreste auf dem Stein.

Auch ich hatte sie gesehen, verfolgte jetzt allerdings Nadine, die tiefer in den großen Saal hineingelaufen war.

Anhand der Spuren konnten wir nicht erkennen, was mit Johnny geschehen war. Links von uns befand sich eine gewaltige Steintreppe, die in einem breiten Bogen in die Höhe führte.

Es würde lange dauern, bis wir das gesamte Haus durchsucht hatten. Ich wandte mich an Mrs. Miller. »Das hier ist doch ein altes Kloster gewesen?«

»Sicher.«

»Ich entdecke nur keine christlichen Gegenstände. Wie Kreuze oder Bilder von Heiligen…«

»Die sind bestimmt mitgenommen worden.«

»Von wem?«

»Weiß ich nicht. Nach einer Plünderung sieht es jedenfalls nicht aus.«

Da hatte sie recht.

Bill dachte praktisch. »Wie machen wir es, John? Sollen wir uns trennen? Ich nehme Sheila mit, und du Mrs. Miller.«

»Das geht in Ordnung.«

Soweit kam es nicht, denn wir hörten plötzlich Tritte oder Schrittechos. Die Person konnten wir nicht sehen, sie befand sich oberhalb von uns und kam die Steintreppe hinab.

Jede Berührung der Stufen hinterließ ein Echo, das uns entgegenschwang.

»Johnny ist das nicht«, flüsterte Sheila, die angespannt war. Das zeigte das Zucken ihrer Mundwinkel deutlich an.

Noch sahen wir die Person nicht. Das Treppengeländer war sehr hochgezogen und nicht durchsichtig. Es setzte sich aus harten Steinplatten und dem Handlauf zusammen.

Dann erschien die Person in unserem Blickfeld. Wir sahen einen ziemlich dunklen Kopf. Es war trotz der großen Fenster auch düster im Haus. Der Kopf »wanderte«. Wenig später erkannten wir mehr, eine Schulter, auch einen Arm.

Es war eine Frau!

Die Überraschungen jedenfalls rissen nicht ab. Wie paßte sie in dieses Bild? Weshalb befand sich die Person überhaupt in dem Kloster? Wir hielten den Atem an. Irgendwie war jeder von uns davon überzeugt, daß uns diese Person eine gewisse Aufklärung geben konnte.

Noch einen Bogen mußte sie gehen, um voll in unser Blickfeld zu gelangen.

Sie ließ die restlichen Stufen hinter sich. In welchem Alter sich die Frau befand, war nicht einmal zu schätzen. Das dunkle Kopftuch machte sie älter, als sie möglicherweise war. Sie trug auch dunkle Kleidung. Violett herrschte bei der hüftlangen Strickjacke vor. Der Rock stach kaum ab, die Schuhe ebenfalls, wie auch der dünne Pullover unter der aufgeknöpften Jacke.

Wir wußten, daß uns etwas Besonderes bevorstand und hielten sogar den Atem an.

Bis auf Mrs. Miller. Ihr Schnaufen störte die Stille. Genau in dem Augenblick hatte die Frau die Treppe hinter sich gelassen, ging noch drei Schritte vor und blieb so steif stehen, als wäre sie eine Holzfigur.

Sie schaute uns an, sah Nadine, verriet aber mit keiner Bewegung, daß die Anwesenheit der Wölfin sie nervös machte.

Wir rechneten damit, daß sie sprechen würde. Das traf nicht zu.

Mrs. Miller übernahm das Wort.

»Eliza, um Himmels willen, was suchst du denn hier?«

Die Antwort klang uns entgegen. Zögernd, langsam, irgendwie sinnierend gesprochen.

»Meinen Mann suche ich…«

***

Das war ein Schlag unter die Gürtellinie. Niemand sprach, auch Christiane Miller preßte die Lippen zusammen. Wir mußten uns die Antwort durch den Kopf gehen lassen. Ich dachte daran, was Mrs. Miller uns berichtet hatte.

Elizas Gatte war gestorben, unter sehr mysteriösen Umständen ums Leben gekommen, angeblich ertrunken.

Wenn das stimmte, weshalb wurde er jetzt von seiner Witwe gesucht? Da war einiges unklar.

»Ich glaube, Mrs. Miller, daß Sie jetzt an der Reihe sind. Sie leben hier und…«

»Ja, natürlich!« hauchte sie. »Es stimmt, Mr. Sinclair. Ich begreife es aber nicht. Francis Burton ist tot.«

»Weshalb wird er dann gesucht?«

Mrs. Miller ging vor. Sie schob sich auch an Sheila und Bill vorbei.

»Eliza«, sagte sie. »Dein Mann lebt nicht mehr. Er ist tot, ertrunken, nicht wahr?« Sie hatte sehr laut gesprochen. Die Worte warfen Echos von den kahlen Wänden, die durch den hallenartigen Raum geisterten.

Mrs. Burton senkte den Kopf. Sie knetete ihre Hände ineinander.

»Glaubst du das, Chrissy?«

»Man sagt es.«

»Ja, man sagt viel.«

»Was ist wirklich geschehen?«
Eliza Burton hob den Kopf. »Ich kann es dir nicht sagen.«
»Willst du es nicht sagen?«
Im Gesicht der Frau zuckte es. »Vielleicht. Ich muß erst Klarheit haben, verstehst du?«
»Wir aber auch!« mischte sich Sheila mit schriller Stimme ein.
»Wir sind hergekommen, um unseren Sohn zu suchen. Wir, seine Eltern.« Sie sprach anklagend. »Alle Spuren deuten daraufhin, daß sich unser Sohn mit Ihrem Jungen in der vergangenen Nacht getroffen hat. Sie sind zu diesem Haus hier gegangen. Wo stecken sie?«
»Ich weiß es nicht.«
»Ist Ihr Sohn auch verschwunden?«
»Ja, ich habe ihn nicht gesehen.«
Sheila wußte nicht, was sie noch fragen sollte. Sie hob die Schultern und drehte sich ab.
Mir gefiel das überhaupt nicht. Ich wurde einfach das Gefühl nicht los, eine Lügnerin vor mir zu sehen. Eliza Burton wußte mehr, als sie zugab. »Sie kommen jetzt aus den oberen Stockwerken. Haben Sie dort eine Spur der Jungen gefunden?«
»Nein, auch nicht von meinem Mann.«
Ich wurde ungeduldig. »Verdammt noch mal, welchen Grund haben Sie denn, Ihren Mann, der angeblich verstorben ist, in dieser alten Abtei zu suchen? Nennen Sie ihn uns!«
»Er muß einfach hier sein.«
»Aha. Dann hat man ihn also nach seinem Tod in dieses Haus geschafft. Oder?«
»Das ist möglich.«
»Haben Sie seine Leiche gesehen?«
»Leiche?« fragte sie erstaunt gegen. »Mein Mann lebt noch. Sonst würde ich ihn nicht suchen.«
»Er ist also nicht tot?«
»Manchmal hat er mich in der Nacht besucht.«
»Was war der Grund?«
»Er ist so ruhelos, wissen Sie? Er findet keinen Schlaf, nicht den richtigen und nicht den ewigen. Er muß noch etwas erledigen. Hier ist vieles anders.«
»Das habe ich inzwischen auch bemerkt«, sagte ich. »Und was hätte Ihr Mann zu erledigen?«
»Er muß den Gehängten finden!«
Bill schlug gegen seine Stirn. »Was ist das denn schon wieder?« beschwerte er sich. »Der Gehängte. Kann mir das mal einer erklären?«
»Ich – vielleicht«, sagte Mrs. Miller.
Eliza Burton war vergessen. Wir schauten Mrs. Miller an, die nicht so recht mit der Sprache herausrückte. »Ich weiß nicht, wie ich anfangen

soll, Mr. Sinclair…«

»Am besten von vorn.«

»Gut, schön, aber die Geschichte ist ziemlich verworren und unglaubwürdig.«

»Das macht nichts.«

Mrs. Miller holte noch einmal tief Luft. »Es ist so gewesen. Diese Insel war nicht immer ein Paradies, wie wir es jetzt kennen. Sie ist damals etwas anderes gewesen. Ich würde sie als Hinrichtungsstätte und Gefängnis bezeichnen. Man hat auf Tresco Island Verbrecher gehängt. Es gibt hier einen Felsen dicht am Meer. Dort hat man die Menschen aufgehängt, und der alte Galgen steht dort immer noch. Damit hatten die Mönche hier nichts zu tun. Bis zu dem Tag, als Verbrecher auf die Insel kamen. Es waren Mörder, sehr schlimme Menschen. Sie suchten Unterschlupf, fanden ihn im Kloster und terrorisierten die Mönche. Man hat die frommen Männer auch getötet, bis sie sich zur Wehr setzten. Auch sie haben dann zurückgeschlagen und den Anführer gehängt. Nach dieser Tat haben die Mönche das Kloster verlassen. Vielmehr diejenigen, die noch lebten.«

»Wo sind die anderen geblieben?« fragte Bill.

»Vermodert in den Kellern.«

Das konnte hinkommen. Mir war nur nicht klar, was Elizas Mann damit zu tun gehabt haben sollte. Diese Frage stellte ich Mrs. Miller ebenfalls.

»Er war kein Mönch, aber er arbeitete im Kloster als Gärtner oder Mädchen für alles. Er soll es auch gewesen sein, der den Anführer der Bande zum Galgenfelsen geschleppt hat, und der Anführer schwor ihm schreckliche Rache. Er war auch einen Tag nach der Hinrichtung verschwunden. Niemand wußte, wer ihn vom Galgen genommen hatte.«

»Danke«, sagte ich und wandte mich an Eliza Burton. »Sie haben die Worte gehört. Stimmt das?«

»Ja, in etwa.«

»Bitte, dann erzählen Sie die genaue Wahrheit.«

»Mein Mann hatte Angst. Wir sprachen oft darüber, daß sich der Anführer rächen würde. Das ahnten auch die Mönche, denn sie hatten Francis berichtet, daß dieser böse Mensch ein Diener des Teufels war. Er hat sich mit ihm verbündet. Er und seine Leute sollten im Namen des Teufels dieses Kloster in Besitz nehmen. Sie handelten nach Auftrag, wenn Sie bitte verstehen.«

»Ja, schon – und weiter?«

»Francis rechnete immer damit, daß ihn die Rache treffen würde. Und das ist nach einigen Jahren geschehen, als unser Sohn bereits auf der Welt war. Er kehrte eines Nachts nicht mehr zurück. Tage später sahen Fischer seine Leiche im Meer treiben. Da die See stürmisch war,

gelang es ihnen nicht, meinen Mann zu bergen. Sie berichteten nur davon, und wir gingen davon aus, daß er tot war. Ich aber habe ihn oft gesehen. Er kam in der Nacht, ohne sich ins Haus zu trauen und sprach davon, daß er zum Kloster müsse, um dort eine alte Schuld zu begleichen. Erst dann würde er Ruhe haben.«

»Welche Schuld?«

»Ich kann es nicht sagen. Sie muß mit dem letzten Gehängten zu tun gehabt haben. Nachdem die Mönche das Kloster verlassen hatten, ist es ein schlimmer Ort geworden. Der Teufel und seine böse Seele sollen sich hier breitgemacht haben, so erzählt man. Hier wird noch einmal abgerechnet, habe ich den Eindruck.«

»Und dazwischen sind die beiden Jungen geraten?«

»Das sieht so aus, Mister. Ich habe Benny stets gewarnt, dem Kloster einen Besuch abzustatten. Er ist ein Burton, er wird ebenfalls auf der Liste stehen. Bisher ist er nicht hingegangen, glaube ich, aber in der vergangenen Nacht verschwand er und kam nicht mehr zurück.«

»Wie auch unser Junge!« sagte Sheila mit spröde klingender Stimme.

Ich sah, daß Bill beide Hände ballte. Auch er dachte verzweifelt über eine Verbindung zwischen den Vorfällen der Vergangenheit und dem Verschwinden der Kinder nach.

»Was kann ihnen denn passiert sein?« wandte ich mich wieder an Eliza Burton.

»Ich… ich weiß es nicht.«

»Sie müssen hier im Kloster gewesen sein!« rief Bill. »Wir haben ihre Spuren gefunden. Haben Sie oben alles abgesucht?«

»Ja.«

»Dann bleibt uns der Keller!«

Ich nickte Bill zu. Sheila bekam eine Gänsehaut, auch Mrs. Miller fühlte sich unwohl.

»Dort war ich noch nicht«, sagte Eliza Burton leise.

»Kennen Sie den Keller denn?«

»Nein, aber er ist schrecklich. Dort sollen die fürchterlichen Greueltaten passiert sein. Er ist eine Brutstätte des Teufels…«

»Das hat mich schon immer interessiert«, erklärte ich. »Wo der Teufel doch ein besonderer Freund von mir ist.« Ich nickte Bill zu.

»Du kommst mit?«

»Klar!«

»Ich ebenfalls«, meldete sich Sheila.

»Das mußt du wissen«, sagte ich.

Sie kam auf mich zu. »Es geht um meinen Sohn, John. Ich kann nicht einfach zuschauen, wie er…«

»Schon gut, schon gut.« Bill legte seiner Frau eine Hand auf den Arm. »Wir nehmen dich mit.«

Mrs. Miller und Eliza Burton wollten nicht. Ihre Furcht vor den

unheimlichen Dingen war einfach zu stark.
»Aber den Weg können Sie uns noch zeigen«, bat ich Mrs. Burton.
»Ja, folgen Sie mir.«
Nicht nur die Conollys und ich schlossen sich ihr an, auch Nadine blieb nicht zurück. Die Wölfin mußte gespürt haben, daß wir vor einer großen Aufgabe standen.
Ich bekam Gelegenheit, Eliza zum erstenmal aus der Nähe zu sehen. Vom Alter her war sie schlecht zu schätzen. Vielleicht zwischen Vierzig und Fünfzig. Jedenfalls wirkte sie negativ und depressiv.
Die scharfen Falten lagen wie ein Muster in ihrer dünnen, blassen Haut.
Wir gingen durch die leere Halle, hinterließen Spuren im Staub und gelangten an eine sehr schmale Tür, die man beim ersten Hinsehen einfach übersah.
»Dort müssen Sie hinunter.« Eliza drückte die Klinke nach unten und mußte sich anstrengen, um die Tür aufzustoßen, weil sie mit dem Ende über den Boden kratzte. »Ich bleibe hier«, wiederholte sie noch einmal und verzog das Gesicht, weil sie die moderige und kühle Luft nicht mochte, die aus der Tiefe über die Stufen einer Treppe hochwehte.
»Gibt es da unten Licht?« fragte ich.
»Das muß wohl.«
»Gut.«
Bill schaute sich um. »Daß dieses Haus überhaupt einen Keller hat, wundert mich.«
»Wieso?«
»Bei dem feuchten Boden?«
»Vielleicht ist es ein Felsenkeller?«
»Das kann auch sein.«
Ich sollte recht behalten. Schon nach wenigen Schritten änderte sich die Umgebung. Nicht mehr glatter Stein begleitete uns als Wand, dafür grauer, roher Felsen, der im Licht unserer Lampen vor Nässe glänzte. Ich ging an der Spitze. Neben mir bewegte sich der geschmeidige Körper der Wölfin.
Bill und Sheila flüsterten miteinander. Ich konnte nicht alles verstehen, der Name Johnny aber fiel einige Male. Johnny war mein Patenkind.
Sollten ihm irgendwelche Mächte etwas angetan haben?
Das Ende der rohen Felsstufen war schnell erreicht. Ich wartete zusammen mit Nadine auf die beiden Conollys in einem engen, schon fast tunnelartigen Gang.
Durch ähnliche Gänge wurden auch Touristen durch enge Gebirgsschluchten und Klamms geführt.
Von der nicht bearbeiteten Decke tropfte Wasser. Es rann in meinen

Nacken. Als ich mich deshalb umdrehte, sah ich auch einen schwarzen Lichtschalter.

Das Umlegen brachte nichts. Es blieb dunkel. Wir mußten uns auf unsere Lampen verlassen.

»Links oder rechts?« fragte Bill.

»Rechts.«

»Gut.«

Wieder gingen Nadine und ich voran. Der Lampenstrahl erhellte den engen Tunnel fast optimal. Wir konnten uns bewegen, ohne zu stolpern. Das Licht füllte selbst die Ritzen und Spalten aus, wo kleine Kriechtiere aufgeschreckt verschwanden.

Der Boden zeigte sich uneben. Kleine Steine, festgebacken im Lehm, glänzten ebenso wie die Pfützen, über die wir hinwegsprangen.

Die Luft ließ sich atmen. Auch wenn sie sehr feucht war und nach altem Wasser schmeckte. Tropfen klatschten permanent auf uns nieder. Hin und wieder bekam ich das Gefühl, als würde die Decke über uns herabfallen und alles begraben.

Der Lampenkegel fiel auf eine Querwand. Die Einschlüsse im Fels glänzten fast wie Gold.

Ich entdeckte in der Wand einen Durchgang, der so breit war, daß wir uns gerade noch hineinzwängen konnten.

Nadine war bereits vorgelaufen.

Wir alle hörten ihr Knurren. Es klang drohend, warnend. Ich tastete zur Beretta, ließ sie aber stecken, weil ich in diesen Sekunden das Verlies vor mir ausleuchtete.

Eliza Burton hatte von den schrecklichen Verbrechen berichtet, die hier geschehen waren.

Sie hatte nicht gelogen.

Wir standen in einem schaurigen Beinhaus!

***

Sheila preßte ihre Hände gegen beide Wangen, als sie die zahlreichen Knochen sah, die sich überall verteilt hatten, als hätte jemand mit der Faust hineingeschlagen.

Im scharfen Halogenlicht der Lampen wirkten sie noch kälter und unheimlicher.

Es war eigentlich alles vertreten. Über Arme, Beine, Hände, Beckenknochen, bis hin zu häßlichen Totenschädeln, von denen sich die meisten bereits gelöst hatten und von den ehemaligen Körpern getrennt lagen. Dieses Bild war einfach furchtbar. Auch ich hatte für einen Moment den Atem angehalten.

Die Toten waren längst verwest, so daß wir nur mehr die Gerippe fanden.

Bill ging etwas zur Seite. Er stieß mit dem Fuß in ein graues Etwas,

das unter dem Druck der Sohle zerfiel.
»Das waren mal Kleidungsstücke!«
Im Vergleich zu dem engen Tunnelgang war dieses Knochenverlies ziemlich groß. Ich schritt es ab und ließ dabei den Lampenstrahl über die Wände wandern.
Im ersten Moment fiel mir nichts auf, dann aber sah ich die Sprüche, die in das Gestein geritzt worden waren.
Ich las sie mir stumm vor.
Teufelsbeschwörungen. Schreckliche Worte, die zu finsteren Ritualen benutzt wurden.
»Sieh dir das an!« Ich winkte Bill rüber.
Auch er las die Sprüche. »Ob hier Schwarze Messen gefeiert wurden?«
»Kann sein. Zumindest wurde der Teufel beschworen.«
Bill schaute zu, wie ich in die Tasche griff, nicht etwa mein Kreuz hervorholte, sondern die magische Kreide. Sie steckte in einer kleinen Hülle, aus der man sie herausdrehen konnte. Es war das Lippenstift-Prinzip.
Ich nahm mir einen besonders langen Spruch vor, einen Vierzeiler, von dem der Beschwörende hoffte, daß ihm der Satan endlich erscheinen würde. Mit der Kreide malte ich zunächst einen Kreis um den Spruch, dann zwei diagonal verlaufende Striche direkt hindurch.
Ich hatte diese »Zeichnung« kaum beendet, als ich hastig zurückzuckte, da der Text aufsprühte. Ein blaßblaues Leuchten entstand, sogar kleine Flammen, dann war der Text verschwunden. Wo er vor Sekunden noch gestanden hatte, zeichneten schwarze Fragmente den Fels.
»Das war…«
Bill stoppte seine Worte, weil Sheila uns gerufen hatte. »Schaut mal her, was Nadine macht.«
Die Wölfin benahm sich sehr ungewöhnlich. Sie lief stets im Kreis durch das Verlies und hielt sich dabei dicht an der Wand. Zudem gab sie Laute von sich, die uns an ein ängstliches Heulen erinnerten.
»Ob es was mit Johnny ist?« hauchte Sheila.
»Wie denn?«
»Bill, was wissen wir schon? Sie kann ihn gewittert haben, sie kann eine Spur gefunden haben, sie…«
»Ja, schon gut.«
Wir konzentrierten uns wieder auf Nadine. Ihre plötzliche Unruhe war uns unerklärlich. Irgend etwas hatte sie gestört. War es nur das Auslöschen des magischen Spruchs durch die spezielle Kreide gewesen? Das konnte ich mir kaum vorstellen.
Sie lief weiter und kratzte sogar an den Felswänden. Mit den Vorderläufen scheuerte sie gegen das Gestein, als wollte sie es auf

diese Art und Weise aufreißen, um uns zu zeigen, was dahinter lag.

Das schaffte die Wölfin natürlich nicht, doch ihre Unruhe blieb.

Sie kam auch zu uns gelaufen, blieb für einen Moment stehen, drehte sich dann um und lief wieder auf die Wand zu.

Bill schüttelte den Kopf. »Verflixt noch mal, wir können die Wand doch nicht einhacken.«

»Vielleicht will sie das gerade.«

»Meinst du?«

Wieder lief Nadine auf die Wand zu. Diesmal sprang sie sogar dagegen. Es war ein wuchtiger Sprung, sie prallte wieder ab, wurde zurückgeschleudert und winselte schrecklich.

In dieses Winseln hinein klang ein anderes Geräusch. Noch weit entfernt, jedoch gut zu hören.

Leise Schreie…

Rufe um Hilfe, die uns blaß werden ließen, denn wir hatten die dünne Stimme erkannt.

»Das ist Johnny!« flüsterte Sheila…

***

Eliza schloß die Tür hinter den drei Personen und der Wölfin, bevor sie sich umdrehte.

Die beiden Frauen starrten sich an. Mit einer fahrigen Geste wischte Mrs. Miller eine blonde Strähne aus der Stirn, bevor sie sich zu einem zaghaften Lächeln entschloß.

»War es richtig, daß du die Menschen in das Gewölbe geschickt hast?«

»Es wird sich herausstellen.«

»Was können sie dort finden?«

Eliza kam einige Schritte näher. »Das Böse – möglicherweise«, erwiderte sie flüsternd.

»Wenn du so redest, bekomme ich Angst. Das hört sich an, als wüßtest du mehr.«

Eliza Burton lächelte nur. »Es kann sein, meine Liebe«, sagte sie in einem Tonfall, der sehr rauh klang.

»Wie soll ich das verstehen?«

»Egal.«

Christiane Miller bekam Magendrücken. Okay, sie war mit Eliza Burton nie sonderlich fest befreundet gewesen. Die beiden Frauen waren Nachbarn, mehr nicht, auch wenn sie ziemlich weit entfernt wohnten. Aber wie sich Eliza jetzt verhielt, so kannte Mrs. Miller sie nicht. Auch ihr Gesicht zeigte sich verändert, als wäre ein Schatten über die Züge gefallen. Sie hatten etwas Teuflisches bekommen. Die Augen glichen dunklen Teichen mit einem unheimlichen Glanz auf der Oberfläche.

Die Kleidung, das Kopftuch, das paßte zusammen. Es gab der Frau etwas Dämonisches, schon leicht Hexenhaftes. So ähnlich hatten die Frauen des Mittelalters ausgesehen, die zu Unrecht auf den Scheiterhaufen verbrannt worden waren.

»Du weißt mehr, nicht?« Während der Frage schielte Christiane auf die Tür.

»Was soll ich wissen?«

»Über die verschwundenen Kinder. Aber auch dein Sohn ist dabei, vergiß es nicht.«

»Ich weiß.«

Mrs. Miller spürte die Gefahr. Da hatte sich etwas verdichtet, das ihr Furcht einflößte. Sie bewegte sich auf die Tür zu, doch Eliza streckte nur die Hand aus.

»Was willst du, Chrissy? Wo willst du hin? Sag es mir! Fühlst du dich unwohl?«

»Mir gefällt es hier nicht. Dieses Haus besitzt eine unheimliche Atmosphäre. Hier ist Böses geschehen.«

»Das stimmt. Der Teufel hat dem Kloster einen Besuch abgestattet. Er wollte es unter seine Kontrolle bringen.«

»Hat er es denn geschafft?«

»Ja!« Die Antwort klang wie ein drohendes Knurren.

Chrissy Miller streckte die Arme vor. »Und das alles ist dir bekannt, Eliza?«

»Ja, das weiß ich.«

»Woher? Woher hat man diese fürchterlichen Erkenntnisse?«

Eliza amüsierte sich. »Vielleicht stecke ich mit unter einer Decke. Der Teufel kann interessant sein, glaub mir. Ich habe viel von ihm gehört. Mein Mann…«

»Er ist tot!«

»Tatsächlich?« Sie lachte schrill. »Mich besuchte er in der Nacht. Er trat an das Fenster, er hob seinen Arm, krümmte die Finger und pochte gegen die Scheibe.« Während dieser Worte spielte sie genau nach, was geschehen war.

»Du bist verrückt!«

»Nein, das bin ich nicht. Hier sind Dinge geschehen, die du nicht überblicken kannst. Der Tag der großen Abrechnung ist da. Er ist zurückgekehrt.«

»Er? Wen meinst du damit?«

»Der letzte Gehängte. Er kam zurück. Er stieg aus dem See. Er kam als Skelett, aber er lebte. Ein lebendes Skelett, und er wird abrechnen wollen.«

»Mit deinem Mann?«

»Ja, mit ihm oder mit mir? Wer weiß das schon? Es entscheidet sich am Galgenfelsen.«

Christiane Miller wollte das alles nicht glauben. Sie schüttelte den Kopf und wischte über ihre Augen. »Das ist doch alles Lüge. Du spielst mir etwas vor, Eliza. Du hast doch auch ein Kind, das verschwunden ist! Wo steckt Benny, wo der andere Junge?«

»Sie hätten nicht herkommen dürfen. Jetzt müssen die beiden den Tribut zahlen.«

»Heißt das etwa, daß sie sterben können?« Mrs. Miller konnte es nicht fassen. »Zwei Kinder?«

»Sie sind in den Kreis hineingeraten«, erwiderte Eliza Burton und zeichnete mit der Fußspitze das nach, was sie eben angedeutet hatte.

Einen Kreis auf den Boden.

»Dann muß man sie hinausreißen. Es ist auch dein Sohn dabei, Eliza, vergiß das nie. Dein eigen Fleisch und Blut!«

Die Burton lächelte. »Tatsächlich?«

Chrissy Miller zwinkerte. »Ich verstehe nicht, was diese Frage überhaupt sollte?«

»Weißt du genau, daß es mein Fleisch und Blut ist.«

»Das nehme ich doch stark an.«

»Annehmen heißt nicht wissen.«

Christiane Miller ging ein ganzer Kronleuchter auf. Der Schrecken, den sie dabei spürte, zeichnete sich auf ihrem Gesicht ab. »Das darf doch nicht wahr sein. Du lügst!«

»Nein, ich lüge nicht. Benny ist nicht mein Kind. Wir haben es damals angenommen. Es wurde ausgesetzt!«

»Hier? Hier auf der Insel?«

»Woanders. Wir nahmen es mit. Als Baby, weißt du? Und wir haben es geschafft, daß die Leute glaubten, es wäre unser Kind. Das ist die ganze Wahrheit.«

Mrs. Miller schloß die Augen, als wollte sie die gesamte grauenhafte Wahrheit kurzerhand verdrängen.

»Das ist nicht möglich!« hauchte sie. »Nein, das ist ein Teufelsspiel.«

»So kannst du es nennen!«

»Und was hast du davon? Sag es! Was hast du davon, wenn du deinen Sohn opferst?«

Eliza breitete die Arme aus. »Ich habe ihn nicht geopfert!«

»Aber er ist verschwunden!« schrie Chrissy die andere an.

»Bist du sicher?«

»Ja, ich…« Sie zögerte mit dem Weitersprechen. »Nein!« hauchte sie dann. »Bei einem Menschen wie dir kann man sich einfach nicht sicher sein. Das ist … das ist …«

»Ich kann ihn dir zeigen!«

Wieder schrak Chrissy zusammen. Sie hatte in den vergangenen Minuten nur übertrieben reagiert, aber es war nicht anders möglich gewesen, bei diesen schockartigen Antworten, die sie bekommen

hatte. »Wohin müssen wir, wenn…«
»Wir können im Haus bleiben.«
»In dem Keller?«
»Nein.« Eliza deutete auf die Treppe. »In den oberen Etagen wirst du ihn sehen.«
»Und Johnny?«
Da begann die Frau zu lachen. »Er ist das Opfer, nicht mein Sohn. Er und Benny sahen das Skelett. Benny rannte zu mir. Ihm gelang die Flucht. Johnny floh auch, aber in die falsche Richtung.«
»Wohin denn?«
»Er lief hier ins Haus!«
»Und damit in die Falle?«
»So ist es. Johnny lief in die Falle. Hier wohnt das Böse. Er wurde gefangen.«
»Ist er tot?« Es fiel Mrs. Miller sehr schwer, die Frage zu stellen, doch sie mußte es einfach tun.
»Das kann ich dir nicht sagen. Sie haben ihn geholt.«
»Wer sind sie?«
»Die anderen, die Bösen. Aus einer fremden Welt, die sich hier ebenfalls befindet. Du kannst sie nur nicht sehen, das ist alles. Die Mönche hätten nicht töten sollen, damit hat alles begonnen. Der Bandenführer war ein Günstling des Satans. Und die Hölle läßt so leicht keinen im Stich, merk es dir.«
»Das mußt du wissen!«
»Sehr genau sogar. Willst du ihn jetzt sehen, oder nicht. Komm mit hoch, ich zeige ihn dir.«
Christiane Miller zögerte noch. Einerseits hätte sie gern Klarheit gehabt, auf der anderen Seite fürchtete sie sich, denn sie wußte, daß ihr Eliza überlegen war.
Diese stellte sich in Positur wie eine Schauspielerin und deutete zur Treppe hin. »Dort ist der Weg. Es bleibt dir unbenommen, ihn zu nehmen, Chrissy.«
»Und was wird dann passieren?«
»Du wirst es sehen, Mädchen.«
»Was ist, wenn ich nicht will?«
Sie lachte Chrissy an. »Bleib hier und harre der Dinge, die noch auf dich zukommen werden.«
Das Haus war sehr groß. Chrissy wußte nicht, ob sie sich in den oberen Räumen verlaufen würde. Außerdem war Eliza gefährlich und hinterlistig. Die hatte bestimmt noch einen Trumpf im Ärmel.
»Willst du nun oder willst du nicht?«
»Ich gehe mit dir!« Chrissy hatte sich entschlossen. Sie vernahm das Lachen der anderen Frau. »Das freut mich sehr. Es freut mich sogar außerordentlich, komm.«

Sie ging sogar vor. Als Chrissy den Fuß auf die erste Stufe setzte, wollte sie wieder zurück und zuckte auch schon, dann aber ging sie weiter. Nein, jetzt nur nicht kneifen und die Flinte ins Korn werfen.

Sie mußte es hinter sich bringen.

Das Kloster war leergeräumt worden. Die Wände wirkten auf Chrissy grau, schmutzig und tot. Dennoch bekam sie den Eindruck, als würde sich in ihnen etwas verbergen, das auf keinen Fall ans Licht der Öffentlichkeit gelangen sollte.

Das erste Stockwerk ließen sie hinter sich. Christiane gelang es, noch einen Blick in den Gang zu werfen, der breit, dämmrig und kahl in die Tiefe des Hauses führte. Sie sah auch das matt glänzende Holz der Türen. Sie waren allesamt verschlossen.

Eliza drehte sich nicht einmal um. Unbeirrt schritt sie weiter ihrem Ziel entgegen.

Die nächste Etage!

Auch hier bot sich den Frauen das gleiche Bild. Der breite, leere Gang, die Türen, aber eine von ihnen stand zur Hälfte offen, und Eliza betrat den Flur.

»Hier geht es hinein.«

Christiane Miller hatte weiche Knie bekommen, als sie der unheimlichen Nachbarin folgte. Ihre Lippen zuckten ebenso wie das Fleisch an den Wangen.

Was würde man ihr zeigen?

Ein totes Kind, ein lebendes, eines, das sich verändert hatte?

Eliza hatte die Tür bereits erreicht. Sie streckte den Arm aus und deutete auf das offene Zimmer. »Du bist am Ziel deiner Wünsche angelangt, meine Liebe.«

Plötzlich spürte Chrissy Miller das Zittern in den Knien. Es kam ihr vor, als würde sie zu ihrer eigenen Hinrichtung schreiten. Der Hals saß zu, ein Klumpen steckte darin.

»Na, geh weiter!« Eliza berührte ihren Rücken dicht unterhalb der Schulterblätter.

Chrissy schauderte. Die Hand hatte sich so kalt angefühlt, als gehörte sie einer Toten.

Mit einem großen Schritt überwand sie die Schwelle, schaute in den leeren Raum und sah auch nach rechts.

Dort stand der Junge!

Er lehnte mit dem Rücken an der Wand. Sein rotes Haar war struppig wie immer, der Mund zu einem breiten Lächeln verzogen.

Beinahe lässig hob er die Hand. »Hi, Mrs. Miller, was machen Sie denn hier?«

Chrissy schüttelte den Kopf. »Nichts«, sagte sie schnell. »Eigentlich nichts, wirklich…«

»Sie wollten mich besuchen?«

»Nur nach dir schauen und nach Johnny.«
Benny nickte. »Ja, er ist nicht da.«
»Weißt du denn, wo er sich aufhält?«
»Keine Ahnung. Er ist in das Haus hier gelaufen.«
»Und wie bist du hergekommen?«
»Meine Mutter brachte mich.« Er nickte wie ein Erwachsener, der durch diese Geste andeuten wollte, daß er ein Gespräch für beendet hielt.
Dann veränderte sich sein Blick. Die Augen nahmen einen starren Ausdruck an. Er schaute auch an Chrissy vorbei, wahrscheinlich, um seine Mutter anzusehen.
»Ist was?« fragte Chrissy.
Sie bekam keine direkte Antwort, denn Benny sprach seine Mutter an. »Was willst du denn mit dem Messer, Mummy?«

***

Ja, es war Johnny, daran gab es keinen Zweifel. Wir hörten ihn zwar, aber wir konnten ihn nicht sehen. Es kam uns vor, als wäre er meilenweit entfernt und gleichzeitig so nah, daß wir nur einen Arm auszustrecken brauchten, um ihn zu greifen.
Paradox, aber es stimmte irgendwie.
»Johnny!« Sheilas Stimme vibrierte und hörte sich völlig fremd an, als sie den Namen ihres Sohnes rief. »Ich habe ihn gehört.« Sie schaute uns abwechselnd an. »Ihr doch auch – oder?«
»Sicher, Schatz!« erwiderte Bill. »Wir haben ihn auch gehört.«
Ich nickte dazu. Natürlich konnte ich mitfühlen, was in den Eltern vorging. Mir fehlten die richtigen Worte für einen Trost. Wichtiger war jetzt, herauszufinden, wo sich Johnny Conolly verborgen hielt.
Seine Stimme hatte sich angehört, als wäre sie aus der Wand gedrungen. Dabei hatten wir nicht einmal feststellen können, aus welcher Richtung dies passiert war.
Und die Wand war beschmiert mit diesen verdammten Satanssprüchen. Standen sie mit Johnny in einer unmittelbaren Verbindung?
Sheila hatte sich wieder gefangen. Sie löste sich von ihrem Mann und schritt auf die Wand zu. Davor blieb sie stehen. Jetzt rief sie nach ihrem Sohn.
»Johnny! Liebling, kannst du mich hören? Wenn ja, dann gib Antwort, bitte.«
Sie wartete, sie zitterte, ihr Gesicht glich einer Maske, in die Angst und Erwartung eingemeißelt waren.
Und Johnny schwieg…
Die Wände schwiegen, die Umgebung war erstarrt. Selbst Nadine tat nichts. Sie hockte auf den Hinterläufen, hielt die Schnauze offen und

hechelte leise.

Sheila senkte den Kopf. Sie war verzweifelt. »Er will keine Antwort geben, Bill. Er will es einfach nicht. Dabei muß er mich gehört haben, ich habe das gespürt.«

»Schon gut, Sheila, schon gut. Wir werden…« Was Bill wollte, wußte auch er nicht. Er warf mir einen hilfesuchenden Blick zu.

Okay, auch ich hatte über eine Aktion nachgedacht. Die magische Kreide beispielsweise war mehr als wirksam gewesen, aber das Kreuz würde stärker sein.

Durfte ich es auch einsetzen? Wenn es seine gesamte Kraft entfaltete, konnte viel zerstört werden.

»Sag du was, John!« keuchte mein Freund. »Ich… ich bin im Augenblick zu befangen. Es geht um meinen Sohn, um Johnny. Er ist derjenige, der vielleicht …« Er sprach die nächsten Worte nicht mehr aus, sie waren einfach zu schwer.

»Jedenfalls lebt er noch!« versuchte ich es mit einem kleinen Trost.

»Das ist viel wert.«

»Bist du dir da sicher?« fragte Sheila.

»Ja!«

»Es kann doch auch sein Geist gewesen sein, der da nach uns gerufen hat.«

Ich hob die Schultern. »Wenn wir jezt anfangen zu spekulieren, stehen wir morgen früh noch hier. Wir müssen Johnny herausholen, wie auch immer.« Mein Blick streifte die Wölfin. »Möglicherweise kann sie uns helfen.«

»Wie sollte sie das?«

Ich kümmerte mich nicht um Bills Frage und ging auf das Tier zu.

Das Licht aus Bills Lampe begleitete mich, auch ich hielt meine Leuchte eingeschaltet.

Nadine hockte ruhig am Boden. Für meinen Geschmack sogar ein wenig zu ruhig. Wenn sich ihr Schützling Johnny in großer Gefahr befand, mußte sie mehr Aktivitäten zeigen.

Ich beugte mich zu ihr herab. Sie hob gleichzeitig den Kopf an.

Kluge, menschliche Augen blickten mich an. Mein Lächeln fiel gequält aus, als ich sie streichelte. Dann sprach ich mit ihr. Hundertprozentig sicher, ob sie mich verstand, war ich mir nicht. Doch Nadine zählte zu den außergewöhnlichen Tieren, die mit bestimmten Befähigungen ausgerüstet waren. In ihr steckte die Seele eines Menschen, das erkannte niemand, der sie anschaute.

»Johnny!« sagte ich flüsternd. »Dein Johnny. Er ist verschwunden. Er ist weg und trotzdem hier. Bitte, Nadine, hilf uns, damit wir ihn finden. Nimm Kontakt auf. Wo kann er sein? Zeige es mir…«

Die Wölfin hörte zu. Sie bewegte dabei sogar ihre Ohren, sie lauschte konzentriert wie ein Mensch, und auch der Ausdruck ihrer Augen

veränderte sich.

Er wurde wissend.

Hatte sie begriffen?

Nadine blieb nicht mehr hocken. Sie stemmte ihren Körper hoch.

Mit etwas schaukelnden Schritten setzte sie sich in Bewegung und lief auf eine bestimmte Stelle an der Wand zu.

Ich warf einen Blick auf das Ehepaar Conolly. Auch sie verfolgten den Weg der Wölfin genau und ungemein angespannt. Ich war mir sogar sicher, daß Nadine uns helfen konnte.

Dicht vor der Wand blieb sie stehen. Es war eine bestimmte Stelle.

Ich erinnerte mich daran, daß sie diese schon einige Male angesprungen hatte, war von mir jedoch nicht besonders beachtet worden.

Jetzt stemmte sich die Wölfin hoch. Sie streckte die Vorderläufe und begann zu kratzen.

Ich leuchtete die Stelle genau an. Auch dort entdeckte ich wieder eine Beschwörungsformel, eingemeißelt in den rauhen Fels. Ich übersetzte sie. »Das Böse wird herrschen in alle Zeiten!« So lautete der Spruch übersetzt. Ich wollte dagegen setzen.

Nicht mit Worten, mit Taten.

Mit dem Kreuz, das ich jetzt hervorholte. Es war noch nicht aktiviert worden. Blaß glänzend lag es auf meiner offenen Handfläche.

Daneben und mit dem Kreuz verbunden, die Kette aus Silber.

Nadine hatte das Kreuz gesehen. Sie reagierte auf seinen Anblick nicht negativ. Demnach schien sie auch nichts dagegen zu haben, daß ich es einsetzte.

»Willst du es tatsächlich wagen?« fragte Sheila.

Ich nickte, ohne mich umzudrehen. Die Stelle, in die der Spruch in die Wand eingemeißelt war, schaute ich mir genau an. Sie konnte das Fenster zu einer anderen Welt sein, zu Johnny vielleicht…

Ich brachte beide Dinge zusammen. Noch sprach ich die Formel nicht. Die Magie des Kreuzes reichte auch so.

Ein gewaltiges Licht blendete uns alle. Wesentlich heller als das Strahlen der Lampen. Das Licht blieb. Es zeichnete sogar einen Ausschnitt in die Wand, ein Viereck, ein Bild, das eigentlich dahinter liegen müßte.

Wir sahen Johnny – und wir sahen das Skelett.

Es hielt den Jungen auf dem rechten Arm und in der linken Hand eine Galgenschlinge, die es langsam hin- und herschaukelte…

***

»Was willst du denn mit dem Messer, Mummy?«

Dieser Satz allein schnitt bereits wie eine scharfe Klinge in die Seele der Christiane Miller.

Eliza Burton mußte die Waffe in der Hand halten. Sonst hätte der Junge nichts gesagt, und er staunte selbst darüber, das erkannte Chrissy an seinen großen Augen.

Sie hatte früher einmal zu den guten Turnerinnen gehört. Im Laufe der Jahre war zwar an Gewicht einiges hinzugekommen, trotzdem konnte sie sich noch immer relativ gut bewegen.

Das bewies sie zwei Sekunden nach Bennys Bemerkung, als sie sich zur Seite drehte und gleichzeitig herumfuhr. Jetzt stand sie mit dem Rücken zur Wand, aber sie schaute auf die Tür.

Von dort grinste Eliza sie an.

Ja, es war ein Grinsen. Ein häßlicher Triumph auf ihrem Gesicht und ein kaltes Leuchten in den Augen.

Christiane Miller überlief es heiß und kalt zur gleichen Zeit. Ihr stockte der Atem. Obwohl Eliza mit diesem mörderischen Instrument bewaffnet war, konnte sich Chrissy nicht vorstellen, daß sie es auch einsetzen würde.

»Das kann doch nicht wahr sein«, flüsterte sie.

»Was denn, Süße?«

»Das mit dem Messer. Du willst… du willst mich tatsächlich umbringen?«

»Wäre ich sonst mit der Klinge erschienen? Ich ziehe sie nur, wenn ich sie auch einsetzen will.«

Es war also die Wahrheit, die grausame, brutale Wahrheit, die ihr Eliza Burton ins Gesicht sagte.

Was aber sollte Chrissy tun?

Das hier war kein Film, in dem der Held die Schwierigkeiten lässig überwand, dabei immer Karate beherrschte und auch vor einem Messer keine Angst zeigte.

Anders Christiane Miller. Sie mußte das Zimmer verlassen, und zwar lebend, auch unverletzt.

»Woran denkst du denn, Nachbarin?« fragte Eliza.

»An deinen Sohn. Du willst vor den Augen des Kindes einen Mord begehen, Eliza?«

»Warum nicht? Der Junge muß sich daran gewöhnen. Unser Leben hat sich geändert. Die Vergangenheit ist zurückgekehrt, sie hat uns eingeholt, und vieles wird sich ändern. Da du jedoch nicht auf meiner Seite stehst, mußt du aus dem Weg geräumt werden.«

Eliza Burton spielte mit dem Messer. Sie schwang die Klinge hin und her, lächelte dabei und freute sich auch über die Angst in Chrissys Gesicht.

Christiane Miller blieb als einziger Ausweg nur die Tür. Es war zwar ein Fenster vorhanden, das allerdings konnte sie vergessen.

Von den Ausmaßen her war es zu klein.

»Na komm«, sagte Eliza, »ich warte auf dich. Ich töte in seinem

Namen, verstehst du?«

»Im Namen des Teufels?«

»So kann man es sehen.« Sie lachte. »Dieses Haus verlangt seine Opfer. Das war schon immer so. Damals und auch heute. Ich werde diese Tradition fortsetzen.«

Chrissy wußte nicht mehr, was sie noch sagen sollte. Sie schaute auf den Jungen, der blaß und verstört in der Ecke stand. Begriff er überhaupt, worüber seine Pflege- oder Adoptivmutter sprach?

Eliza hatte den Blick der anderen bemerkt. »Er wird dir nicht helfen können«, sagte sie. »Du bist praktisch allein mit mir und meinem Messer, verstehst du?«

»Geh aus dem Weg!« Chrissy versuchte es ein letztes Mal. »Geh bitte aus dem Weg! Mach dich nicht unglücklich. Du kannst hier nicht einfach einen Mord begehen. Denk mal nach. Du lädst Unglück auf dich und deine Familie. Du…«

»Rede doch keinen hirnlosen Unsinn! Ich weiß, was ich tue. In diesem Haus sind bereits zahlreiche Morde begangen worden. In den Verliesen moderten die Leichen. In den Kellern liegen die bleichen Knochen der Mönche. Ich habe sie gesehen. Was hier geschah, ist für mich eine Verpflichtung. Darüber solltest du dir im klaren sein.«

»Ja, vielleicht!«

Es war zwischen den beiden Frauen alles gesagt worden. Einen Konsenz gab es nicht mehr. Zu verschieden waren ihre Ansichten.

Und Eliza wollte den Tod der Nachbarin.

Sie kam näher.

Chrissy Miller schaute allein auf die Klinge. Sie war sehr breit und sah so aus, als wäre sie an zwei Seiten geschliffen worden. Diese Messer benutzten die Fischer, wenn sie den Fang auftrennten. Es waren Klingen, die Furcht einflößten.

Auch Mrs. Miller war davon nicht gefeit. Sie dachte an die Conollys und den Einzelgast aus London. Die drei befanden sich in den Kellern. Hatte es Sinn, wenn sie jetzt schrie?

Kaum. Die Wände waren einfach zu dick. Sie schluckten die Rufe und Schreie, und in den Keller drang kaum ein Geräusch. Er schloß ab wie ein Gefängnis.

Das Kopftuch störte Eliza. Sie riß es ab. Der dünne Stoff flatterte zu Boden. Jetzt lag das Haar frei. Es war von Natur aus dunkel. Zur Hälfte jedoch wurde es von grauen Strähnen durchzogen, die aussahen, als wären sie hineingestrichen worden.

Auf den Lippen der Frau lag ein teuflisches Lächeln. Die Augen befanden sich in Bewegung, als suchten sie bereits die Stelle, wo das Messer treffen sollte.

Chrissy Miller versuchte, ihr auszuweichen. Immer wenn Eliza ging, setzte sie auch einen Fuß vor.

Sie bewegten sich andeutungsweise im Kreis. Noch hatte Chrissy die Hoffnung nicht aufgegeben. Vielleicht gelang es ihr auch, mit einem Sprung die Tür zu erreichen und zu entwischen. Die Lücke brauchte nur groß genug zu sein.

Eliza Burton gab den Weg sogar frei. Den rechten Arm hielt sie ausgestreckt. Das Messer bildete die Verlängerung ihrer Hand, die Spitze wies stets auf Chrissy Miller.

Sie hatte die Wand erreicht. Den Widerstand spürte Mrs. Miller in ihrem Rücken. Er gab ihr eine trügerische Sicherheit.

Eliza schüttelte leicht den Kopf. »Ich kriege dich!« erklärte sie rauh. »Ich kriege dich immer.« Sie stand im rechten Winkel zu Chrissy, als wollte sie diese mit dem Messer aufhalten.

Dann kam sie.

Damit hatte Chrissy rechnen müssen. Dieser Angriff überraschte sie.

Plötzlich war die Frau nah, auch das Messer. Sie sah es wie einen Halbbogen, der sich von oben nach unten senken wollte. Gedankenschnell riß sie den Arm hoch – und hatte das Glück des Tüchtigen, denn die Handkante traf Elizas rechtes Gelenk.

Für einen Moment tanzte die Spitze förmlich über Chrissys Kopf, ohne allerdings nach unten zu stoßen, denn Christiane rammte ihren Kopf in den Leib der anderen.

Eliza kippte zurück. Sie gab dabei röchelnde Laute von sich. Jetzt war sie es, die gegen die Wand prallte.

Chrissy Miller gewann Zeit. Die offene Tür zog sie an wie ein Magnet das Eisen.

»Lauf doch weg!« schrie Benny.

Er hätte es nicht zu sagen brauchen. Chrissy befand sich bereits auf dem Weg zur Tür.

Der erste Schritt, der zweite – und…

Es war ein unglücklicher Zufall, daß es passieren konnte. Sie hatte nur Augen für die Tür gehabt und nicht für das auf dem Boden liegende Kopftuch.

Genau darauf war sie getreten. Ihr linkes Bein wurde plötzlich lang und länger wie beim Spagat, aber sie war keine Turnerin, konnte diese unfreiwillige Bewegung nicht mehr ausgleichen und kippte nach rechts.

Schwer prallte sie auf.

Und Eliza lachte. Endlich hatte sie ihre Gegnerin dort, wo sie sie auch haben wollte.

Sie stürzte vor.

»Jetzt bist du dran!« Dieser Satz drang kreischend aus ihrem weit aufgerissenen Mund.

Chrissy schaute ihr entgegen. Es blieb ihr nicht mehr die Zeit, sich zu erheben, außerdem war sie zu ungelenk für schnelle, hastige

Bewegungen. Auf der anderen Seite reagierte Eliza Burton zu hastig.
Sie war davon besessen, die Frau umzubringen, und sie stach wieder unkontrolliert zu.
Chrissy riß den Arm hoch. Die Todesangst verlieh ihr unwahrscheinliche Kräfte. Wieder packte sie das rechte Gelenk ihrer Nachbarin und konnte den tödlichen Stoß abblocken.
Chrissy lag auf der rechten Seite. Mit dem linken Arm stützte sie sich noch auf. Ihr Gesicht war wie im Wahnsinn verzerrt. Auf der Stirn perlte der Schweiß, ihre Lage war einfach zu ungünstig, denn jetzt setzte Eliza all ihre Kraft ein, um ihren Arm nach unten drücken zu können.
Christiane hielt dagegen. In den ersten Sekunden sah es so aus, als könnte sie die Klinge stoppen, dann siegte die Kraft der Eliza. Sie drückte Chrissys Arm nach unten, und die Klinge näherte sich unaufhörlich Christiane Millers Halspartie.
Dahinter zeichnete sich Eliza Burtons Gesicht ab. Das war nur dem Äußeren nach noch ein menschliches Gesicht. Tatsächlich lag über ihm der Schatten des Teufels.
Er hielt die Frau in den Klauen.
»Jetzt bist du dran, Nachbarin!« keuchte die Burton und drückte noch stärker zu…

***

Das war Horror hoch 4!
Nicht nur für die Conollys, Johnnys Eltern, auch für mich, den Patenonkel des Jungen, denn mir bedeutete Johnny ebenfalls ungemein viel.
Wir standen da und schauten das Bild in der Wand an. Der Schreck hatte uns gelähmt. Keiner von uns tat etwas. Das Bild mußten wir erst begreifen.
Ein bleiches Skelett hielt den Jungen fest und schaukelte in seiner freien Knochenhand eine Henkersschlinge.
Ich versuchte, mir die Umgebung einzuprägen. Wenn mich nicht alles täuschte, stand das Skelett nicht in einem Raum, sondern im Freien. Irgendwo in einem Gebiet, über das der Wind fegte, das felsig war und von dunklen Wolken umgeben wurde.
Nadine hockte zwischen uns. Auch sie blieb einfach sitzen, als spürte sie, daß es keinen Sinn hatte, etwas dagegen zu tun.
Sheila war es, die das lastende Schweigen brach. »Johnnnnnyyy!« brüllte sie und war von keinem von uns zu halten. Bill und ich hatten zugegriffen, aber ins Leere gefaßt.
Sheila rannte auf die Wand zu. Wahrscheinlich wollte sie in das Gemäuer hineintauchen, so etwas gab es, falls es sich dabei um ein transzendentales Tor handelte, den Zugang zu einer anderen

Dimension und Welt.

Das war es nicht.

Im Sprung knallte Sheila hart gegen die Wand. Sie tickte auch noch mit dem Kopf davor. Wir hörten ihren Schrei, aber sie war wie von Sinnen und trommelte mit beiden Fäusten gegen den Fels, ohne etwas erreichen zu können.

Es war Bills Frau. Er rannte auch hin, packte sie an beiden Schultern und riß sie zurück. Sheila stemmte sich dagegen. Sie schrie immer nur Johnnys Namen, aber Bill war hart. Er ließ sie nicht los. Bis Sheila es plötzlich leid war oder nicht mehr konnte, jedenfalls drehte sie sich und preßte ihr Gesicht gegen Bills Brust, der mit unbewegtem Gesicht dastand, ihr Haar streichelte und tröstende Worte stotterte, die er wahrscheinlich selbst nicht verstand.

Das Bild aber verblaßte.

Es verschwand sehr langsam nur, als wollte es uns Gelegenheit geben, noch einmal richtig hinzuschauen.

Dann war es weg.

Wir sahen die graue Mauer, den Fels mit all seinen Ausbuchtungen, Vertiefungen und Rissen.

Sheila weinte. Der Anblick war einfach zu viel für sie gewesen.

Bill schaute über ihren Scheitel hinweg und sah mich fragend an.

Auch in seinen Augen erkannte ich den Schmerz, die Lippen meines Freundes zuckten ebenfalls.

Was uns die andere Seite da geboten hatte, war unter der Gürtellinie gewesen.

Die Wölfin kam. Sie preßte ihren Körper gegen meine Beine wie eine Katze, die etwas wollte. So blieb sie auch stehen.

»Wir müssen hier raus, Bill«, sagte ich.

»Und wohin?«

»Hast du nicht gesehen, daß Johnny und das Skelett irgendwo im Freien standen?«

»Natürlich. Aber willst du die ganze Insel absuchen und die anderen dazu? Die Zeit drängt. Es wird zu spät sein.«

»Möglich«, gab ich zu. »Wenn mich nicht alles täuscht, mußten die beiden irgendwo in Küstennähe gestanden haben. Oder bist du anderer Ansicht?«

»Weiß ich nicht«, gab Bill flüsternd zurück. »Ich habe mehr auf Johnny geschaut.«

Das war verständlich. Momentan waren wir ratlos. Ich schaute auf mein Kreuz, als könnte ich dort die Lösung des Falles ablesen, aber es gab mir auch keine Antwort.

Sheila hatte sich wieder etwas gefangen. Sie löste sich von ihrem Mann und drehte den Kopf. Mit der Stirn war sie gegen die Wand geprallt. In der Mitte, genau über den Augen, war die Haut

aufgeplatzt. Die Wunde blutete.

»Wir müssen hier weg!« flüsterte sie. »Wir müssen Johnny finden. Sonst ist alles aus.«

»Und wie?«

»Bill, stell nicht diese Fragen. Tu etwas.«

»Du hast leicht reden.«

»Sie muß es tun!« Sheila deutete auf die Wölfin. Dann ging sie auf Nadine zu und kniete vor ihr nieder.

Bill und ich beobachteten sie im kalten Schein der Lampen. Beide Hände wühlte Sheila in das Fell. Sie streichelte es, dann begann sie mit der Wölfin zu sprechen.

»Bitte, Nadine«, flüsterte sie. »Ich bitte dich um alles in der Welt, daß du uns hilfst. Du mußt uns einfach helfen. Versprichst du mir das? Du mußt uns zu Johnny führen. Er ist irgendwo, er befindet sich in Gefahr…«

Sheila redete noch weiter, und Nadine schaute sie aus ihren menschlichen Augen an. Wir bekamen sogar den Eindruck, daß sie Sheilas Worte verstand, nur reagierte sie nicht.

Das merkte auch die leidende Mutter. Sie stand wieder auf und hob mit einer verzweifelt wirkenden Geste beide Schultern. »Ich glaube, es ist zu spät!«

»Nein!« sprach ich hart und wütend dagegen. »Es ist nicht zu spät. Wir jedenfalls müssen zunächst einmal aus diesem verdammten Keller raus. Das ist wichtig!«

Die Conollys widersprachen nicht. Nadine schloß sich uns an.

Wieder drückten wir uns durch den engen Gang und waren froh, als wir die Treppe erreichten.

Den Gebeinen hatten wir keinen Blick mehr gegönnt. Ich leuchtete die Stufen hoch und gegen die Tür, die verschlossen, aber nicht abgeschlossen war.

Sehr bald schon standen wir wieder in dem hallenartigen Raum des Erdgeschosses.

Er war leer.

Keine Spur von den beiden Frauen. Hatten sie das Haus verlassen? Verständlich wäre es gewesen, denn sie…

Bill zischte mir etwas zu und lief gleichzeitig auf die Treppe zu.

Jetzt hörte auch ich es.

Schreie!

Fast ein Wimmern und Klagen.

Die Geräusche drangen von oben her. Irgendwo dort mußte sich ein Drama abspielen…

***

Der Schrei war mörderisch!

Er zitterte als Echo durch den kahlen Raum, aber er war kein Todesschrei, denn nicht Chrissy Miller hatte ihn ausgestoßen.

Eliza Burton schrie so furchtbar!

Das nicht ohne Grund. Kurz bevor die Klinge in den Körper der anderen Frau fahren konnte, hatte der Junge eingegriffen, sich von der Wand gelöst und seine Zähne in den Handrücken seiner Mutter geschlagen.

Jetzt steckten sie.

Er biß auch weiterhin zu. Eliza heulte, die Hand zuckte zurück, die Zähne des Jungen schleiften noch über die Haut, dann wankte Eliza Burton auf die Tür zu, gegen deren Kante sie mit dem Rücken stieß.

Der rechte Arm war nach unten gesunken. Sie starrte auf ihren Handrücken, wo der Biß des Jungen kleine, blutende Wunden hinterlassen hatte. Damit hatte er Eliza so sehr geschockt, daß sie an ihre eigentliche Aufgabe nicht mehr dachte.

Und Chrissy stand auf. Ihr Blick zeigte einen fahrigen Ausdruck.

Sie konnte es nicht fassen, daß sie mit dem Leben davongekommen war. Zwischen ihr und Eliza stand Benny. Er wischte mit dem Handrücken das Blut von seinen Lippen.

Seine Mutter konnte es nicht fassen. Erst jetzt begriff sie, wer ihren Mordplan vereitelt hatte.

»Du!« keuchte sie Benny an. »Du hast es getan! Du hast mich fertiggemacht! Du bist…« Sie sprach nicht mehr weiter und schrie ihre Wut hinaus.

Das Messer hatte sie noch immer. Aus diesem Grunde zögerte Chrissy Miller auch, sie zu attackieren. Sie wartete ab, was noch geschehen würde. Fand Eliza noch die Kraft, einen zweiten Angriff zu versuchen? Sie interessierte sich nur für ihren Sohn.

»Verraten!« keuchte sie. »Du hast mich veraten! Und dich habe ich großgezogen, verflucht! Jetzt muß ich einem Verräter in die Augen schauen. Aber zum Glück bin ich nicht deine richtige Mutter. Ich hätte mich sonst geschämt. Ich…«

»Eliza! Hör auf!« schrie Christiane Miller dazwischen. »Hör endlich damit auf, dich zu versündigen!« Sie hatte gesehen, wie Benny der Schreck in die Glieder gefahren war. Für ihn waren die letzten Sekunden der reinste Horror gewesen, als er die grausame Wahrheit erfahren mußte.

Die Burton verstummte tatsächlich. Sie holte Luft, dann drehte sie sich um und rannte weg.

Vom Gang her schallte noch ihr Schreien und Jammern. Christiane Miller war nicht in der Lage, ihre Nachbarin zu verfolgen. Erst jetzt traf sie der Schock.

Es gab nichts an ihrem Körper, was nicht anfing zu zittern. Der kleine Raum drehte sich vor ihren Augen. Die Welt wurde zu einem Wirbel

aus grauen Schatten, und es gelang ihr nicht, sich noch länger auf den Füßen zu halten.

Sie kippte gegen die Wand. Dort fand sie einen trügerischen Halt.

Benny sprach sie an. Er redete hastig auf sie ein, doch sie verstand die Worte nicht.

Dann wurde sie von zwei Händen gefaßt. Jemand schaute ihr in die Augen. Sie hörte eine Stimme. »Ist alles in Ordnung, Mrs. Miller?«

Allmählich klärte sich ihr Blick. Vor ihr stand jemand, den sie zwar kannte, der trotzdem noch ein Fremder für sie war.

»Mr. Sinclair«, flüsterte sie. »Mein Gott – Sie?«

***

Das Wetter war umgeschlagen. Fast schien es so, als stünde es mit den Kräften des Bösen in Verbindung, denn ein düsteres Gebirge aus Wolken jagte über den Himmel und nahm ihm die strahlende Herbstbläue. Der Wind war aufgefrischt und glich einem wilden Tier, das unsichtbar über der Wasseroberfläche schwebte und dafür sorgte, daß die Wellen zu gewaltigen Bergen wurden, aufwühlten und krachend gegen die Steilküsten der Scilly-Inseln krachten.

Auch Tresco wurde nicht verschont. Immer wieder jagten die Brecher heran und schlugen vehement gegen das graue Gestein der Küsten.

Es war ein Wetter, wie es die Bewohner der Inseln kannten, aber nicht liebten. Es kam ihnen jedesmal vor wie eine späte Rache.

Da versteckte man sich in den Häusern, da blieben die Schiffe festgetäut im Hafen, denn die ersten Herbststürme hatten bereits in der Vergangenheit mehr als ein Opfer gekostet.

Einer jedoch war unterwegs.

Eine unheimliche Gestalt, ein verwestes Etwas, das zu einem Skelett geworden war.

Es irrte über die Insel, geduckt gehend und gegen den scharfen Wind ankämpfend.

Über seiner rechten Schulter lag Johnny Conolly. Bei jedem Schritt bewegte sich der Junge mit, dessen Arme regelrecht pendelten. Er war nicht bewußtlos, doch er stand unter einem Schock und bekam nicht mit, was man mit ihm anstellte.

Das Skelett hielt sich an der Südspitze von Tresco Island auf. Hier war die Küste besonders steil und felsig. An dieser Stelle hatte die Natur im Laufe der Zeit ihre Spuren hinterlassen und das Gestein nach ihren Wünschen geformt.

Es gab Buchten und schmale Zungen. Vorspringende Felsen und zurückgedrückte, die manchmal so ungewöhnliche Formationen aufwiesen, als hätte sie ein verrückter Bildhauer in einem Anfall von Wahnsinn erschaffen. Es war die Gegend, die das Skelett liebte und gleichzeitig haßte. Hierher war er damals, als er noch ein Mensch und

Teufelsdiener gewesen war, verschleppt worden.

Jetzt kam er zurück, als Gehängter, als Rächer, wie es ihm der Teufel versprochen hatte. Er würde mit all denen abrechnen, die sich so menschlich gaben, immer taten, als wären sie etwas Besonderes und andere verdammten.

Es hätte auch einen anderen treffen können, als ausgerechnet den Jungen. Er hatte nun mal das Pech gehabt, dort zur Stelle zu sein, als das Skelett erwachte.

»Hanging Rock« war der Felsen genannt worden, auf dem das Galgengerüst gestanden hatte.

Direkt an der Südspitze der Insel gelegen, stand es dort wie ein Mahnmal des Schreckens.

Manchmal blies der Wind so hart und kräftig, daß die Knochengestalt durchgeschüttelt wurde und es schwerhatte, sich fortzubewegen. Der Wind wechselte zu häufig. Mal wehte er von vorn, dann jagte er in den Rücken des Monstrums, und auch von der Seite her fiel er ihn oft genug an.

Die Felsen boten ihm keinen Schutz mehr, weil er sich schon zu hoch befand. Er ging auf einem Plateu weiter, über das der Sturm pfiff und heulte.

Der Blick war gut.

Ein Mensch hätte bei klarem Wetter weit über das Meer schauen können, jetzt war es zwar auch klar, aber am Himmel türmten sich die grauen Wolkenberge zu schaurig anzusehenden Gebilden. Unter ihnen befand sich die klare Luft. Sie selbst wurden vom Sturm gehetzt wie Schafe von den sie verfolgenden Wölfen.

Das Skelett erreichte sein Ziel. Er mußte noch etwas steigen, dann hatte es den alten Galgen erreicht, der seinen Arm weit vorstreckte, als wollte er in die Luft greifen.

Eine Schlinge pendelte nicht mehr am Balken. Die hatte das Skelett bereits an sich genommen, aber es würde sie später wieder über den Balken schleudern, um seine schreckliche Tat verrichten zu können. Alles war genau geplant.

Neben dem Galgengerüst blieb das Skelett stehen. Es bückte sich und ließ den Jungen von der Schulter rutschen.

Johnny prallte auf den Fels. Erst jetzt wurde er richtig wach. Johnny kam es vor, als hätte er einen schlimmen Traum hinter sich, doch ein weitaus schlimmerer lag noch vor ihm.

Er befand sich in einer Rückenlage und sah über sich das hohe Gerüst des Galgens. Zunächst wußte er damit nichts anzufangen, aber er sah auch den Knöchernen und die Schlinge in dessen rechter Knochenhand.

Da wußte Johnny Bescheid.

Andere hätten geschrien, er nicht, denn die heiße Angst drückte

seine Kehle zu…

***

Christiane Miller hatte keine Sekunde länger mehr in dem Haus bleiben wollen und uns davon überzeugt, es zu verlassen. Bill und ich hatten sie die Treppe hinuntergeführt. Erst unten hörte das Zittern bei ihr auf, und sie bekam sich wieder einigermaßen unter Kontrolle.

Sheila hatte sich um Benny gekümmert. Der Junge war verstört.

Rasch würde er das Erlebte nicht verdauen können. Vielleicht würde er ein ganzes Leben lang darüber nachdenken müssen.

Leider war uns Eliza Burton entwischt. Sie hätte uns einiges sagen können und müssen. Es war nun nicht mehr möglich, sie zu packen.

Bestimmt besaß dieses Gebäude nicht nur einen Ausgang, und eine Frau wie Eliza kannte sich aus.

Mrs. Miller bat um eine Zigarette, die sie von mir bekam. Sie rauchte hastig und starrte ins Leere.

»Haben Sie uns noch mehr zu sagen?« fragte Sheila. »Wissen Sie, es geht um unseren Sohn. Benny haben wir retten können, aber Johnny…« Sie sprach den Satz nicht aus, weil ihre Stimme plötzlich in der Kehle erstickte.

»Ich kann für ihn nichts tun«, sagte Mrs. Miller leise. »Wirklich nicht. Es ist furchtbar, eine alte Rache. Ich habe von Eliza alles erklärt bekommen.«

»Und was hat sie Ihnen gesagt?« fragte Bill.

»Wollen Sie das wirklich wissen?«

»Wir müssen es sogar.«

Sie nickte, trat die Zigarette aus und bat um ein neues Stäbchen.

Als es brannte, begann sie mit ihrem Bericht. Sie sprach mit einer sehr leisen Stimme, die sich allerdings steigerte, je mehr sie redete und zum Kern des Problems vordrang.

Wir erfuhren somit eine unwahrscheinlich klingende Geschichte.

So unglaublich, daß sie schon wieder den Tatsachen entsprechen konnte. Die Story einer gefährlichen Rache, einer gnadenlosen Abrechnung, die wie ein Strudel aus den Tiefen der Hölle hervorgedrungen war und alle erfaßt hatte.

Es ging um Mord, Totschlag, um den Teufel und um Mönche, die ihr Leben hatten lassen müssen, und deren bleiche Gebeine von uns in den Kellern gefunden worden waren.

Die frommen Männer hatten sich nicht anders zu helfen gewußt und diesen Anführer der Bande aufgehängt.

Jetzt war er wieder da.

Ausgerechnet Johnny und Benny, die beiden Jungen, waren in seine Fänge geraten, wobei sich Benny hatte retten können. Er wußte möglicherweise mehr.

Das dachte auch Bill, als er sagte: »John, wir sollten uns um Benny kümmern.«

»Ja.«

Als Benny seinen Namen hörte, hatte er aufgeschaut. In seinen Augen lag ein ängstlicher Ausdruck.

Ich lächelte ihm zu. »Keine Sorge, mein Junge, wir werden auf dich achtgeben.«

Zur Bestätigung meiner Worte legte Mrs. Miller einen Arm um ihn und drückte ihn an sich.

»Sie ist nicht meine Mutter«, sagte Benny leise. »Das… das habe ich nicht gewußt. Sie haßt mich. Ich will nicht mehr zu ihr, verstehen Sie? Nie mehr!«

Ich nickte. »Ja, Benny, das glauben wir dir.«

»Und du brauchst auch nicht mehr zurück«, sprach ihm Mrs. Miller Mut zu.

»Aber dir geht es trotzdem im Moment besser als Johnny. Er ist verschwunden. Ein lebendes Skelett hat ihn geholt. Er lief in das Haus und wurde geschnappt. Du verstehst, daß wir ihn finden müssen. Ist dir das klar?«

Benny nickte.

»Kannst du uns helfen?«

»Ich weiß aber nicht, wo er ist. Wir haben gesehen, wie das Skelett aus dem Teich stieg, dann nichts mehr. Wir liefen beide. Johnny wurde gepackt und hier ins Haus gezogen.«

»Von wem?«

»Das habe ich nicht gesehen.«

»Kannst du dir nicht vorstellen, wer es getan haben könnte?«

»Nein, das weiß ich nicht. Ich rannte ja weiter, weil ich nicht wollte, daß es mich auch erwischte.«

»Das Skelett war es nicht?«

»Nein, es blieb draußen.«

»Wohin bist du gelaufen?«

»Nach Hause.«

»Was sagte deine Mutter?«

»Sie war nicht da.«

»Nein?«

Er schüttelte den Kopf. »Ich habe überall nachgeschaut. Sie war nicht im Haus.«

»Was hast du getan?«

»Ich habe mich in meinem Bett verkrochen und bin sogar eingeschlafen. Am anderen Morgen kam meine Mutter und weckte mich. Ich habe ihr nichts von der Nacht erzählt.«

»Wie bist du wieder ins Kloster gelangt und weshalb?«

»Weil ich Johnny suchen wollte. Wir… wir sind doch Freunde

gewesen, wir beide. Ich mußte ihn finden.«

»Und dann?«

Benny starrte bei der nächsten Antwort zu Boden. »Plötzlich kam auch meine Mutter.«

»Warst du überrascht?«

»Ja.«

»Was wollte sie im Kloster?«

»Das hat sie mir nicht gesagt. Ich mußte aber oben in einem der Zimmer bleiben und durfte mich nicht rühren. Sie hat auch von Feinden gesprochen, die gegen uns sind.«

»Frag ihn nach seinem Vater«, sagte Bill.

»Der ist tot«, antwortete Benny schnell. »Er ist ertrunken.«

»Deine Mutter sagte etwas anderes. Dein Vater hätte euch hin und wieder besucht.«

»Davon weiß ich nichts, Sir. Ich… ich habe ihn auch niemals gesehen, nachdem er verschwunden war. Sie verstehen das?«

»Natürlich, Benny.« Ich suchte nach einer weiteren Frage. »Hat denn deine Mutter niemals über die Vorgänge der Vergangenheit gesprochen?«

Der Junge schüttelte den Kopf. »Für sie war der Vater tot. Das hat sie auch immer gesagt.«

»Kann ich mir denken. Niemand sollte glauben, daß dem nicht so ist…«

»Aber er ist doch ertrunken!« rief Benny.

Ich lächelte. »Im Prinzip hast du recht. Manchmal aber gibt es Dinge, die anders laufen.«

»Wieso?«

Er war einfach zu jung, als daß ich ihm hätte vieles erklären können, deshalb schnitt ich ein anderes Thema an.

»Du kannst dir also nicht vorstellen, wer der Unbekannte gewesen sein könnte, der Johnny in das Haus gezerrt hat?«

Benny sah unsere gespannten Blicke auf sich ruhen und wurde ein wenig verlegen. Er schaute die Wölfin an, die ihn ebenfalls aus ihren menschlichen Augen beobachtete. »Nein, Sir, ich weiß nicht, wer da im Haus gewesen ist.«

»Dieser Knochenmann muß noch einen Helfer gehabt haben«, erklärte Bill. »Es gibt keine andere Alternative.«

Der Meinung waren wir alle. Fragte sich nur, wer dahinter steckte?

»Kann ich Ihnen sonst noch helfen, Sir?«

»Ja, Benny. Was ich jetzt sage, nimm einfach hin. Wir haben Johnny gesehen. Er befand sich in der Gewalt des Skeletts. Aber wir wissen leider nicht, wo das gewesen ist. Es war nicht hier im Haus, es muß also außerhalb sein.«

»Auf der Insel?«

»Wahrscheinlich.« Ich rief mir die Einzelheiten des Bildes wieder ins Gedächtnis zurück und erklärte dem Jungen, was mir aufgefallen war. »Weißt du ungefähr, wo wir suchen müssen, Benny?«

Er überlegte und wischte dabei durch sein Gesicht. »Das ist schwer, aber auf der Insel, nicht?«

»Wir hoffen es.«

Benny dachte nach. Auf ihn kam es jetzt an. Er bewegte die Lippen, bevor er noch sprach. Dann sagte er plötzlich: »Es gibt hier einen unheimlichen Ort, über den die Erwachsenen oft gesprochen haben. Der liegt etwas entfernt, aber noch auf Tresco.«

»Wo genau?«

»An der Südspitze, Sir. Das ist ein Felsen. Da haben sie früher die Menschen aufgehängt. Ein Galgen…«

»Ja!« schrie Sheila in die Antwort des Jungen hinein, und auch Mrs. Miller schrak zusammen. »Sie haben mir davon erzählt, Chrissy. Dieser Galgenfelsen, auf dem noch heute das Gerüst steht. Ist es nicht so?«

Christiane Miller nickte heftig. »Genau!«

»Ist es weit?« fragte Bill.

»Ja, aber ich bin mit dem Wagen hier!«

Wir atmeten tief durch. »Das ist die Spur!« keuchte Bill, drehte sich herum und rannte als erster los.

Auch wir stürmten ins Freie. Nadine überholte uns mit langen Sätzen. Wir mußten einfach alles auf eine Karte setzen, eine andere Möglichkeit gab es nicht.

Und wehe, wenn wir uns irrten…

***

Wie eine Mordfurie und das Messer noch immer in der Rechten haltend, hetzte Eliza Burton durch die Gänge des großen Hauses. Sie kannte sich in dem Wirrwarr aus, nicht zum erstenmal war sie in das schaurige Gebäude gekommen.

Hatte sie verloren?

Nicht endgültig. Daran wollte Eliza einfach nicht glauben. Sie hatte nur eine Niederlage einstecken müssen, der Sieg aber würde ihrer sein, das stand fest.

Und so ging sie weiter.

Langsamer als nach ihrer plötzlichen Flucht. Sie konnte sich Zeit lassen, die anderen würden das alte Haus sicherlich nicht durchsuchen. Die hatten andere Probleme.

Um ihren Sohn tat es ihr nicht einmal leid. In dieser Frau steckte etwas anderes, ein gefährlicher, grausamer, böser Keim, der immer mehr aufblühte und vom Teufel persönlich begossen wurde.

Die breiteren Gänge lagen hinter ihr. Wie ein dunkles Gespenst

schlich Eliza jetzt durch einen sehr schmalen Flur, der vor einer ebenso schmalen Tür endete.

Sie besaß einen Schlüssel. Er drehte sich zweimal nirschend im Schloß, dann war die Tür offen.

Vor ihr lag eine Wendeltreppe, die in die Tiefe führte. Hier gab es kein Fenster. Die Treppe stach hinab in eine graue und unergründlich wirkende Schwärze.

Eliza ging vor.

Sie bewegte sich mit leisen Schritten. Ihre rechte Hand schleifte über ein Geländer. Obwohl sie die Stufen kannte, ließ sie eine gewisse Vorsicht walten.

Kälte drängte von unten her wie eine Wolke hoch. Manchmal begann Eliza zu frösteln, aber nicht wegen der Temperatur, sie dachte stets an das, was hinter ihr lag.

Einmal kicherte sie.

Ein meckerndes Lachen, denn sie glaubte fest daran, all ihre Feinde getäuscht zu haben. Die würden sich wundern, wenn sie die ganze Wahrheit erfuhren.

Auch im Dunkeln fand sich Eliza auf der Treppe zurecht. Sie ergriff die Klinke und zerrte die Tür nach innen. Ein heftiger Windstoß fuhr in ihr Gesicht. Das Wetter war umgeschlagen. Der Sturm fegte mit einer vehementen Gewalt über Tresco Island. Genau das richtige Wetter für ihr Vorhaben.

Sturm, wenn er tobte, wenn er wehte, wenn er alles durcheinanderwirbelte, wenn die Geister der Lüfte freikamen und ihre Gewalten über das Land schleuderten.

Eliza Burton warf die Tür von außen wieder zu. Jetzt stand sie an der Rückseite des Hauses, wo es noch verwilderter war als an der Vorderseite.

Die Gegend war verwildert und sumpfig. Jeder Schritt hinterließ auf dem weichen Boden einen Abdruck, in den Wasser hineinlief.

Die Frau hatte es eilig. Sie warf nicht einen Blick zurück. Mit beiden Armen schlug sie sich den Weg frei. Sie brach in das Buschwerk. Dornen zerrten an ihrer Kleidung, hakten sich fest, aber Eliza riß sich los. Vor ihr lag ein anstrengender Weg. Sie mußte hochsteigen und den Gürtel aus verwildertem Gestrüpp und hohen Bäumen hinter sich lassen. Ihr Atem rasselte. Mit jedem Schritt warf sie sich vor, sie kämpfte verbissen weiter. Die Haare hatten sich gelöst, umflatterten ihren Kopf wie ein langes Vlies.

Wenn Eliza ausrutschte, war sie sofort wieder auf den Beinen und warf sich weiter vor. Sie kämpfte, sie gab nicht auf und ließ diesen dschungelartigen Wald hinter sich.

Auf der Höhe blieb Eliza stehen, ruhte sich aus, beugte den Oberkörper vor und keuchte laut. Vor ihren Augen drehte sich die

Welt, die Anstrengung war zuviel gewesen, aber sie mußte weiter.

Mit fahrigen Bewegungen wischte sie sich den Schweiß aus dem Gesicht. Ein paarmal holte sie tief Luft, der rasende Herzschlag normalisierte sich. Auch klärte sich der Blick.

Von dieser Stelle aus besaß sie einen prächtigen Ausblick in die Weite des Himmels hinein.

Obwohl die Dunkelheit noch nicht über das Land gefallen war, strahlte keine helle Sonne mehr. Ein scharf gezeichnetes Grau aus mächtigen Wolkenbergen bildete ein Muster, das der Wind von einer Sekunde zur anderen veränderte.

Er heulte über die Insel, peitschte das Meer, war wie ein Tier, ein Vorbote des Winters. Der Monat Oktober war bekannt für seine wilden Stürme.

Eliza hatte Mühe, seiner Gewalt standzuhalten. Sie duckte sich, doch die Böen packten auch sie und schüttelten sie durch.

Auf der Höhe führte der Weg weiter. Sie mußte in Richtung Süden laufen, um das Ziel zu erreichen.

An einer bestimmten Stelle warf sie noch einen Blick zurück. Unter sich sah sie das alte Klosterhaus liegen. Einen kompakten Klotz, eine Heimstatt für das Böse, das auch sie verändert hatte.

Das Finale würde noch kommen, davon war sie fest überzeugt.

Der Gehängte war da, zurückgekehrt, um seine Rache zu vollenden.

Daran gab es nichts zu rütteln.

Eliza kämpfte sich weiter vor. Sie besaß eine starke Energie, wenn es darauf ankam. Zudem war sie bereit, über Leichen zu gehen, wenn es die Lage erforderte.

Wind schlug scharf und peitschend in ihr Gesicht. Er trieb ihr die Tränen in die Augen und trocknete sie auch wieder, zerrte an der Kleidung, die flatternd ihren Körper umwehte.

Manchmal lachte sie irr und schrill auf, wenn sie an das dachte, was vor ihr lag. Sie würde zuschauen, das Skelett nahm Rache, der Gehängte würde abrechnen.

Der Satan gewann!

Eliza hielt sich nicht auf den markierten Wegen. Sie wollte niemandem in die Arme laufen, nur nichts riskieren, immer in Deckung bleiben, ohne Zeugen, das war am besten.

Und so lief sie durch die öde Landschaft, tauchte in die Schatten mächtiger Felsen, fand Deckung hinter verkrüppelten Bäumen, schmeckte lehmigen Staub, der auch in den Augen brannte. Sie entdeckte unter sich die gepflegten Anlagen der Bio-Farm, die im Klostergarten angelegt worden war und dachte daran, daß die Zeit bald kommen würde, um auch diese Bauten mit dem Atem des Bösen zu füllen.

Süden, nur nach Süden mußte sie gehen.

Hoch über ihr trieb der Wind mit den Wolken sein wildes Spiel.

Darunter war die Luft grau und regenklar. Der Blick fiel weit auf das Meer, wo Boote dabei waren, den schützenden Hafen anzulaufen.

Schon bald sah sie den Galgen!

Das alte, braune, makaber wirkende Holzgerüst, das bisher allen Stürmen widerstanden hatte, das ächzte und stöhnte, aber nicht zu zerstören war. Dieser Galgen sollte bleiben, und er sollte wieder in Betrieb genommen werden.

Eliza verhielt ihren Schritt. Sie mußte sich den Galgen aus der Entfernung anschauen.

Er stand auf einer ins Meer reichenden Klippe und hob sich in der klaren Luft ab. Er war ein Relikt, eine Warnung, ein düsterer Schatten, um den die Menschen einen Bogen gemacht hatten.

Nicht so Eliza!

Ihr Weg führte sie direkt auf den Galgen zu. Sie hatte es jetzt nicht mehr so eilig. Sie ging langsamer, fast gemächlich, schaute sich dabei um, ob sie irgendwelche Menschen entdeckte, die ihr feindlich gesonnen waren.

Nichts tat sich.

Eliza Burton bewegte sich allem Anschein nach allein auf dem Plateau entlang.

Es gab keinen Weg oder Pfad. Sie mußte über den krustigen Fels schreiten, über Kanten, Vorsprünge und. Rillen, die oft wie Arme das Gestein durchschnitten.

Der Galgen hatte seinen Platz auf der höchsten Erhebung gefunden. Vom Ufer her konnte er ebenfalls erreicht werden.

Allerdings unter mühseligen Bedingungen. Derjenige, der es versuchte, mußte durch eine Rinne klettern und schon Turnübungen veranstalten, um das Ziel zu erreichen.

Hier oben hatte der Wind freie Bahn. Er heulte und pfiff, er jaulte, tobte und blies wie von Sinnen. Wenn er über den blanken Stein wehte, hörte es sich an wie ein Konzert aus zahlreichen Orgeln, das in der Hölle geblasen wurde.

Die letzten Schritte bis zum Galgen legte Eliza Burton rennend zurück. Sie erreichte den Mächtigen im Fels verankerten Pfahl und umklammerte ihn, als wollte sie einen Geliebten umarmen.

Ihr Lachen peitschte gegen den Wind. Sie freute sich, sie schrie nach dem Gehängten und stellte sich dabei neben den Galgen mit ausgebreiteten Armen.

»Ich bin gekommen. Ich bin gekommen. Ich habe deinen Ruf gehört, du hast den meinen gehört. Zeige dich. Ich weiß, daß du hier bist!«

Schräg hinter dem Galgen türmten sich einige Felsblöcke hoch auf, als hätten Riesen mit ihnen in grauer Vorzeit Murmeln gespielt.

Sie eigneten sich als vorzügliche Deckung, und das Skelett hatte dies

gewußt. Es hatte auch den Ruf vernommen.

Es kam.

Nur nicht allein.

Hinter sich schleifte es einen Jungen her, der sich kaum auf den Beinen halten konnte…

***

Eliza Burton stand da und genoß das Bild. Vom Sturm umtost war dieser unheimliche Ort. Ein Gemälde des Schreckens, das nur durch das Skelett und den Jungen belebt wurde.

Der Knöcherne hielt das rechte Handgelenk des Jungen umklammert. In der Linken schwang er die Schlinge, die der scharfe Wind stets von einer Seite auf die andere peitschte.

Er blies durch die blanken Knochen, er fand seinen Weg in die Höhlen der Augen, des Mundes und der Nase. Er hätte die Gebeine vom Felsen hinunter in die See pusten müssen, aber die Kraft des Skeletts war immens. Es hielt diesem Druck stand. Gegen den schneidenden Wind schritt es auf die Besucherin zu.

Elizas Augen glänzten. Endlich war es soweit. Die lange Zeit des Wartens hatte sich gelohnt, und es war gelungen, alle Menschen zu bluffen. Sie hatte die Mär von ihrem zurückgekehrten Mann erfunden. Aber ihn gab es nicht mehr. Sie selbst hatte ihn damals getötet, als Zeichen für den Teufel. Und sie selbst hatte den leblosen Körper auch über die Klippen geschleudert. Sie war es gewesen, die im Schloß gelauert hatte. Manchmal als Mann verkleidet. In dieser Verkleidung war sie auch in finsteren Nächten über Tresco Island geschlichen, um Menschen in Angst und Schrecken zu versetzen.

Der satanische Bluff hatte wunderbar geklappt, und im leeren Kloster war ein Stützpunkt des Teufels geworden, wo seine Macht die Dimensionen und Zeiten verschoben hatte.

Die Arme der Hölle waren sehr nahe herangekommen. Johnny hatte es gespürt. Die andere Macht hatte ihn voll in den Strudel hineingerissen und in die Fänge des Knöchernen.

In Reichweite blieb das Skelett stehen. Die Frau verbeugte sich vor dieser Schauergestalt, bevor sie sich um den Jungen kümmerte. »Da bist du ja!« rief sie gegen den Wind an. »Da bist du ja endlich. Wie fühlst du dich denn, mein Kleiner?«

Johnny starrte sie nur an. Er hob die freie Hand und wischte über seine Augen. Dabei zuckten die Lippen. Er konnte jeden Moment anfangen zu weinen, zuckte aber zusammen, als die trockenen Finger der Frau über seine Wangen streichelten.

»Dich hat es erwischt, mein Junge. Du bist der erste.«

Johnny gab keine Antwort. Er sah das gemeine Lächeln auf den Lippen der Frau und das böse Leuchten in ihren Augen. Ein Schauer

rann über die Haut. Er wollte weinen, das konnte er nicht.

»Bist du nicht überrascht, mich hier zu sehen?« fragte sie.

Johnny nickte.

Eliza freute sich. »Ich habe das Erbe übernommen. Ich bin mit ihm zusammengekommen, mit dem Teufel, und ich werde dafür sorgen, daß wir wieder dort beginnen, wo wir aufgehört haben. Mein Freund, der Gehängte, muß wieder Angst und Schrecken verbreiten. Die Mönche haben ihn aufgeknüpft. Es ist ihre letzte Tat gewesen. Jetzt bekommen die Menschen die Rache der Hölle zu spüren.«

Nach dem letzten Wort richtete sie sich ruckartig auf und griff zur Schlinge, die aus der linken Knochenhand des Skeletts schaute. Die unheimliche Gestalt tat nichts und hatte auch nichts dagegen, daß Eliza ihr die Schlinge abnahm.

Sie hielt sie in der rechten Hand. Der Wind peitschte dagegen. Er schaukelte sie durch, er spielte mit ihr, er schlug sie hoch, so daß sie gegen ihr Gesicht prallte, dort abrutschte und auch über die Lippen strich, als sollte sie liebkost werden.

Sehr langsam trat sie zurück. Hoch über ihr zeichnete sich der Querbalken des Galgens ab. Ein gewaltiger, eckiger Arm, schwarzbraun und fast über den Rand der Klippe hinausreichend.

Eliza Burton nickte sich selbst zu. Sie hatte den Entschluß gefaßt.

Noch weiter trat sie zurück, bewegte ihren Arm in einem Halbkreis und hatte nun die genaue Stelle erreicht.

Dann schleuderte sie die Schlinge hoch.

Volltreffer!

Das Seil und die Schlinge rutschten in den alten Haken, der mit dem dicken Holz verbunden war.

Die Frau zog daran, war zufrieden und nickte dem Knöchernen zu. Der stand daneben wie ein Fels, stemmte sich gegen den Wind, der ihm nichts antat. Mit einer Hand hielt die Frau die Schlinge fest, mit der anderen winkte sie Johnny herbei.

Der Junge wollte nicht. Er wußte genau, was ihm bevorstand, er stemmte sich dagegen, aber das Skelett schob ihn mit einer spielerisch leicht anmutenden Bewegung vor und genau in die Reichweite der Frau und auch der Schlinge.

»So, mein Bübchen, jetzt ist es soweit!« Wahnsinn flackerte in den Augen dieses Weibes. Sie kannte keine Gnade. Es störte sie nicht, daß sie ein Kind töten wollte, die Hölle traf da keine Unterschiede.

Johnny konnte sich nicht rühren. Die Schlinge wurde ihm um den Hals gelegt. Sie streifte über seine Augen, verdunkelte für einen winzigen Moment die Sicht, dann kratzte sie am Hals.

Mit unbewegtem Gesicht zog sie die Schlinge enger. Jetzt saß der Knoten am Nacken fest.

»Komm, mein Kleiner«, sagte sie fast flüsternd und nickte ihm zu,

während sie ihm die Hand reichte. »Wir werden jetzt gemeinsam gehen.«

Johnnys Finger waren kalt wie Eis. Die Augen schwammen in Tränen. Der kalte, böige Wind peitschte seinen Körper. Er brachte den Gruß aus einem tiefen Grab mit.

»Dann wollen wir mal«, sagte Eliza und ging mit ihm vor.

Ihr Ziel war die Klippe!

***

Wir hatten kein Wort gesprochen. Jeder war mit seinen eigenen Gedanken beschäftigt, doch auf unseren Gesichtern war abzulesen, welche Gefühle uns durchtosten.

Mrs. Miller fuhr wie ein Rennfahrer. Sie kannte die Strecke zum Glück genau. Sie nahm keine Rücksicht, strapazierte den Wagen und uns bis an die Grenze der Belastung, raste durch Hindernisse, peitschte Buschwerk zur Seite und jagte durch Rinnsale.

Wir hatten uns der Küste genähert. Manchmal konnten wir das schaumige Meer sehen. Der Sturm peitschte die Wellen zu weißen, schaumigen Gebilden, die gegeneinander liefen, sich krachend überschlugen, Strudel bildeten und dann mit einer Urgewalt gegen die hohe Felsküste andonnerten, um in einem Schleier der Brandung hochgeschleudert zu werden.

Hoch mußten auch wir.

Die Lichter der Scheinwerfer tanzten über einen schmalen Pfad.

An seinem Beginn stand ein einsames Steinhaus, das sich gegen den Wind duckte. Eine Frau, die aus der offenen Tür schaute, zog sich blitzschnell zurück, als wir dicht an ihr vorbeidonnerten.

»Führt der Weg bis zum Galgen?« fragte ich.

»Nein!« schrie Mrs. Miller zurück. »Nur bis zur halben Höhe. Den Rest müssen wir laufen.«

»Mist!« keuchte Bill.

Sheila saß mit gefalteten Händen neben ihrem Mann. Die blassen Lippen bewegten sich, sie betete.

›Der Hölle Rache tobt in mir‹, so heißt es in Mozarts grandioser Oper »Die Zauberflöte«.

So ähnlich wie die Königin der Nacht fühlte ich mich auch. Ich kam mir vor wie in einem Gefängnis, und die Zeit rann davon. Der Weg war eine Strecke voller Hindernisse. Mrs. Miller wuchs über sich selbst hinaus. Sie schaffte alles.

Dann bremste sie schlagartig.

Wir kippten nach vorn, stießen die Türen auf und sprangen aus dem Wagen. Chrissy Miller stand neben dem rechten Kotflügel. Ihr Arm wies schräg in die Höhe.

»Da!« schrie sie gegen den heulenden Wind an. »Da oben befindet

sich der Galgen!«

Wir sahen ihn.

Es war furchtbar, denn wir entdeckten auch eine Schlinge, sahen aber nichts von Johnny oder dem Skelett.

»Wie kommen wir hoch?« schrie Bill.

Langsamer als sonst deutete Chrissy Miller auf eine schmale Rinne im Gestein. »Es ist der direkteste Weg!«

Auch das noch.

Wir schauten uns kurz an. Bill nickte, ich ebenfalls, aber noch schneller war jemand anderer.

Nadine, die Wölfin!

***

Eliza Burton genoß ihren bösen Triumph. Sie hielt Johnnys Hand fest und sagte: »Es sind nur wenige Schritte, mein Kleiner, dann hast du den Rand der Klippe erreicht. Dort wirst du stehenbleiben, einmal hinunterschauen und dann springen!«

»Neiiinnn, ich…«

»Du gehst weiter, verdammt!« Sie zerrte an Johnnys Hand, als der Junge stehenbleiben wollte.

Johnny spürte den harten Strick an seinem Hals. Wenn er den Kopf bewegte, scheuerte der Hanf.

Wie viele Schritte waren es noch?

Drei oder vier?

Johnny konnte bereits über die Kante hinwegschauen. Er sah das Meer, diese kochende, aufgewühlte See und hoch darüber den weiten, von unheimlichen Wolkenfeldern bedeckten, grauen Himmel.

Das letzte Bild in seinem jungen Leben. Er sollte es mit in den Tod nehmen.

»Bleib stehen!«

Der Befehl drang scharf über die Lippen der Frau. Johnny gehorchte sofort.

Seine Fußspitzen schlossen fast mit dem Rand des Felsens ab. Davor fiel die Wand senkrecht in die Tiefe.

»Und jetzt wirst du springen, Junge!«

»Nein, nein, nein!«

»Was!« Eliza lachte schrill. Sie hob den linken Arm, um die Hand in Johnnys Rücken zu schlagen.

Da sah sie den Schatten, hörte das Heulen. Zwei riesige Augen flogen heran, ein Schädel wie ein Horrorbild, ein Schrei, ein Aufprall und der heftige Stoß, der sie ebenfalls herumschleuderte.

Mit dem Rücken prallte sie auf das harte Gestein, schrie böse und schrill, aber sie zog bereits ihr Messer…

***

Nadine war gekommen!

Wie ein Pfeil war die Wölfin aus der Rinne hervorgeschossen und hatte sofort erkannt, was mit ihrem Schützling geschehen sollte.

Der erste Sprung hatte Johnny so erwischt, daß er nach hinten fiel, auf dem Rücken liegenblieb und genau das Richtige tat, ohne es eigentlich zu wissen.

Er klemmte seine Finger zwischen Hals und Strick.

Nicht weit entfernt lag die Burton. Aber sie rollte sich bereits herum und zog ihr Messer.

Sie stellte sich.

Nadine nahm die Herausforderung an.

Zwischen Johnny und Eliza baute sie sich auf. Das Fell gesträubt, den Blick der menschlichen Augen auf die Frau gerichtet. Das Messer hielt sie in der Rechten. Die Klinge gab einen matten Glanz ab. Eliza hatte sich wieder gefangen.

»Ich kriege ihn noch«, brüllte sie. »Ich kriege ihn noch. Darauf kannst du dich verlassen. Erst steche ich dich ab, Bestie. Erst…«

Nadine duckte sich.

Die Frau sprang.

Sie wuchtete dabei ihre rechte Hand nach unten, wollte die Klinge durch das Fell in den Körper stoßen, aber die Wölfin war ungemein schnell und drehte ab.

Das breite Messer verfehlte sie, und bevor die Frau herumschwingen konnte, war Nadine bei ihr.

Sie biß zu.

Scharfe Zähne drangen durch die Kleidung. Mit einer wütenden Bewegung riß sich Eliza los, sie sauste mit der Klinge, streifte Nadine und machte weiter.

»Ich kriege dich! Verdammt, ich…«

Das Skelett reagierte ebenfalls. Es hatte bemerkt, daß einiges falsch lief. Jetzt kümmerte es sich um Johnny. Mit seinen Knochenhänden umklammerte es den Strick, um den Jungen über den felsigen Boden zu schleifen.

Nadine konnte nichts tun. Sie mußte sich um die Furie kümmern.

Aus der Beinwunde rann Blut. Eliza humpelte, aber sie gab nicht auf. Das tat Nadine auch nicht.

Immer wieder attackierte sie, kam aber nie so nahe, als daß sie hätte getroffen werden können.

Ihr Plan ging auf.

Durch die Attacken trieb sie die Frau immer weiter zurück, der Kante entgegen.

Eliza merkte es nicht. Wind packte sie von der Seite, brachte sie aus der Richtung, wobei die Bö sie praktisch der Wölfin entgegentrieb.

Die Chance für Nadine.

Jetzt sprang sie.

Wuchtig, rasant, aber genau berechnet!

Auf Zentimeter genau schaffte sie es. Sie hatte die Bö ausgenutzt, und ihr schwerer Körper warf bei diesem Stoß Eliza Burton zurück, wo es keinen Halt mehr gab.

Da war das Ende der Klippe!

Sie trat hinaus.

Der Schrei gellte gegen den klaren Himmel, wurde vom Wind erfaßt und noch höher getrieben.

Ein irrer, ein Todesschrei. Der Körper dieser bösen Frau raste in die Tiefe und prallte zwischen die Felsen, wo die Brandung ihn erfaßte und er zertrümmert wurde.

Doch das Skelett lebte.

Und es hatte Johnny Conolly verdammt nah zu sich herangezogen…

***

Da fielen die Schüsse.

Vier peitschten hintereinander auf. Die geweihten Silberkugeln hieben in den Knochenkörper, der dieser gezielten Wucht keinen Widerstand entgegensetzen konnte.

Die hellen Splitter sprühten und flogen in alle Richtungen davon.

Der Schädel zerplatzte in zahlreiche Teile, als ich mit einem weiteren Schuß genau zwischen den leeren Augenhöhlen traf.

Vorbei, aus…

»Johnny… Junge …!« Bill rannte auf seinen Sohn zu und fiel neben ihm auf den Boden, während ich dastand, den rechten Arm sinken ließ und sich die Gänsehaut auf meinem Gesicht festgefressen hatte.

Es war geschafft. In letzter Sekunde!

Ich ging, nein, ich wankte. Irgendwo fand ich einen Felsen, auf dem ich mich niederließ.

Und, verdammt noch mal, ich konnte diesmal die Tränen einfach nicht zurückhalten.

***

Sheila und Mrs. Miller kamen auch. Die Freude war gewaltig. Nur Benny war am Wagen zurückgeblieben. Erst als wir den Weg zum Fahrzeug gefunden hatten, kamen wir zu uns.

Keiner konnte sprechen. Wir schauten uns gegenseitig an. Man versuchte, etwas zu sagen, doch die Kehlen saßen zu.

Johnny stand zwischen Sheila und Bill wie eingekeilt. Nadine hockte neben ihm. Sie war es gewesen, die ihn gerettet hatte. Wir wären zu spät gekommen.

»Ich glaube«, sagte Christiane Miller, »wir sollten zu mir fahren. Einverstanden?«

Niemand hatte etwas dagegen.

Wenig später betraten wir ihr Haus, während der Sturm sich zu einem Orkan entwickelte.

In der Wohnung war es warm und gemütlich. Hier fiel die Spannung ab. Wir tranken Wein, der unsere Zungen löste, und wir kamen endlich dazu, über den Fall zu sprechen.

Sogar Johnny beteiligte sich. Er berichtete uns, daß es nur die Frau gegeben hatte.

»Also keinen Mann«, sagte Bill.

Ich nickte. »Dann wird sie sich dem Satan verschrieben haben.«

Ich hob die Schultern. »Meine Güte, eine Frau und Mutter.«

Das war das Stichwort. Chrissy Miller, die neben Benny auf der Couch saß, streichelte den Jungen. »Ich werde mich um ihn kümmern«, versprach sie. »Oder möchtest du nicht bei mir bleiben?«

»Doch, Mrs. Miller, doch.«

»Und kann er mich auch mal in London besuchen?« fragte Johnny sofort.

Keiner hatte etwas dagegen. Auch Nadine nicht. Vielleicht täuschten wir uns, doch jeder glaubte, das Strahlen in ihren menschlichen Augen zu sehen. Dieser Anblick war Belohnung genug…

ENDE